DER DEUTSCH-FRANZÖSISCHE KRIEG UND DIE KATHOLIKEN

Philipp Hammer



Der deutsch-französische Krieg

und

die Katholiken.

Der deutsch-französische Krieg

und

die Katholiken

von

Dr. Philalethes Freimuth.

Luxemburg.
Druck und Verlag von Gebrüder Heintze.
1871.



Dem freundlichen Leser einen herzlichen Gruß.



Börne sagt einmal in einem Artikel über die Vaterlandsliebe: „Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern, sind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg sind Träume, aus denen man einst erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht? Aber man handelt nur schön für das Vaterland, wenn man das Gerechte will; man handelt nur schön für das Vaterland, wenn es das Vaterland ist, für das man sich bemüht, nicht aber ein einzelner Mensch, ein Stand, oder ein Interesse, die durch Ränke und Gewalt sich für das Vaterland geltend zu machen wußten. Die Vaterlandsliebe ist für den Bürger, was die Familienliebe für den Hausvater ist. Wenn nun Religion und Sittlichkeit den Hausvater lehren: du sollst deinen Nebenmenschen lieben wie

dich selbst, du sollst ihn nicht hassen, nicht kränken; wenn das Staatsgesetz gebietet: du sollst deinen Mitbürger nicht bestehlen, nicht berauben, nicht in seiner Ehre, seinem Rechte, seinem Eigenthum kränken, und wenn auch dein Weib und Kind vor deinen Augen verhungerten, du sollst doch deinem reichen Nachbar kein Brod entwenden, so wird doch Niemand behaupten, das heiße lehren und gebieten, man solle Frau und Kind, man solle seine Familie verrathen. Aber was ein Hausvater nicht thun darf für seine Familie, ist denn das schon ein Verrath am Vaterlande, wenn es der Bürger nicht thut für das Vaterland? Nein, was man nicht thun darf für seine Familie, darf man auch nicht thun für sein Vaterland. Das Recht ist ein unentbehrlicheres Lebensmittel als das Brod, und Tugend ist schöner als Ruhm. Oder ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht." Börne, der dieses sagt, war ein Jude. Nun kommt man uns Katholiken aber heutzutage mit der Zumuthung, uns nicht blos für „unser Vaterland zu erklären", sondern auch für irgend eine Scholle Erde, von der diese oder jene Regierung eine Grundsteuer erhebt, mit der Losung „für's Vaterland" zu bluten und zu sterben, auch wenn es so klar am Tage liegt, als die Sonne am Himmel steht, daß die Gerechtigkeit dem Vaterlande nicht zur Seite steht. Und leider Gottes gibt es jetzt Christen und Katholiken genug, die nicht blos liberal in Sachen der Glaubens-

lehre, sondern auch liberal in Sachen der Gerechtigkeit sind und den Erfolg gutheißen und anbeten, wenn er auch nicht das Recht auf seiner Seite hat, wenn er nur zu Gunsten des „Vaterlandes" ausschlägt. Daher ist es wahrlich an der Zeit, alle jene, die entweder mit der erwähnten Zumuthung zu uns kommen, oder dieselbe sich gefallen lassen, an des Juden Börne's Worte zu verweisen.

Der protestantische Geschichtsforscher Böhmer sagt einmal: „Das Recht muß zu Grunde gehen, wenn diejenigen, die es schützen sollen, schweigen." Die Kirche aber hat es von jeher unter ihre Pflichten gezählt, das Recht zu schützen. Wenn dasselbe im Staate von Wächtern und Hütern verlassen dastand, ja manchmal flüchtig gehen mußte, so wurde es in der Kirche doch niemals als Waisenkind behandelt, immer hat es in ihr Männer gegeben, die sich freimüthig und standhaft des Rechtes angenommen.

Trügen aber nicht alle Zeichen, so ist auch jetzt wieder das Recht, und besonders das Völkerrecht in Noth und Bedrängniß und muß sich schrecklich mißhandeln lassen. Dem Verfasser scheint also, denen in der Kirche liege es ob, das vergewaltigte Recht zu schützen und ihre Stimme gegen seine Vergewaltiger zu erheben. Sein Beruf hat nun auch den Verfasser in die Kirche gestellt. Daher wagt er in folgenden Blättern, das bescheidene Theil, welches ihm von der Pflicht zu reden und das Recht zu schützen, zukommt, so freimüthig und mannhaft als möglich, abzutragen.

Der Verfasser hat im Jahr 1866 in einem Briefe an einen deutschen und deutschgesinnten Prälaten in Bezug auf Deutsch-

land und Frankreich gesagt: „Ist denn der Gedanke nicht erlaubt, daß einmal an die Stelle des Mißtrauens zwischen beiden Völkern das Vertrauen und die Freundschaft treten könnte? Oder sind die Interessen der Völker immer nur derart, daß sie nur als sich widersprechend, als sich feindselig gedacht werden müssen?" Börne hat, wie wir aus der citirten Stelle ersehen, diesen Gedanken noch schöner ausgesprochen. Diese Hoffnung aber, die man von dem friedlichen Wettkampfe der Völker 1866 noch hegen konnte, hat leider in dem Krieg der Deutschen und Franzosen ein blutiges Dementi erhalten. Und wenn es mit den Völkern auf dem Wege, in den man sie gebracht, so fort geht, so ist gar nicht abzusehen, wann jene große, menschenwürdige Hoffnung sich jemals verwirklichen werde oder vielmehr könnte. Denn dieser Weg ist der Weg der nackten Gewalt, der List, des Trugs und Unrechts. Daher will denn der Verfasser in diesen Blättern auch sein bescheidenes Schärflein beitragen, um natürlich nicht ganze Völker, wohl aber, so Gott will, einen oder den andern Christen und Katholiken von dem jetzt so vielfach besuchten und ausgetretenen Weg des Unrechts abzubringen.

Uebrigens will der Verfasser hier constatiren, daß er in dem furchtbaren Völkerkrieg, wie ihn da die Deutschen und Franzosen mit einander zu einem nothdürftigen Frieden ausgerungen, nicht ein bloses Menschenwerk erkennt sondern Gottes Fügung, wenn auch nicht gerade in dem preußischen Sinne, der das amtliche Bewußtsein in sich trägt, alle Siege seien den Preußen deßhalb zugefallen, weil unser Herrgott an der preußischen Politik und preußischen Gottesfurcht sein lauterstes Wohlgefallen habe. Vielmehr drängt sich dem Verfasser ein ernstes Wort des alten

Görres auf, das da lautet: „Mit jedem Volke geht ein guter und ein böser Geist durch seine Zeiten; beide streiten oft grimmig mit einander, wie bei Daniel der Engel von Persien mit dem von Griechenland. Sind der Sünden viel geworden in der Nation, dann siegt das dunkle Wesen; die Zornschale, bis zum Rande gefüllt, wird über ihre Häupter ausgegossen, und sie bereitet sich entweder im Wahnsinn selber ihre Plage, oder fremde Völker kommen als Werkzeuge der Rache über sie. Seit die Schuld der alten Welt versöhnt, scheint es, sollen ganze Völker nicht mehr untergehen; von Zeit zu Zeit wird ihr Schuldbuch nachgesehen, und jedem sein richtiges Pfund des Lohnes zugewogen, und dann treten sie wieder verjüngt in besserer Gestalt in die Geschichte ein." —

So der alte Görres im 8. Blatt des „Rheinischen Merkur" am 5. Februar 1814, und merkwürdigerweise war es Preußen, das ihn zu diesen Worten veranlaßte, nämlich „die Proviantcommissäre, welche wie Raubvögel kreischend und Beute suchend das preußische Heer auf seinem Zuge gegen Frankreich im Jahr 1792 umflogen." Nun ist aber, und der Beweis ist leicht zu führen, das was Gott so eben an den Franzosen so schrecklich heimgesucht, bei den Deutschen auch vielfach in reichlichem Maße, noch ungebüßt vorhanden. So dürfte also auch dieses Wort des alten Görres hier am Platze sein: „Welches immer die Verhängnisse sein mögen, deren Erfüllung wir bereits gesehen, und die noch erfüllt zu sehen wir berufen sind: hüten wir uns, mit Schadenfreude das Unglück Anderer aufzunehmen! Gott richtet, aber der Mensch soll seines Gleichen das Mitleiden nicht versagen." Vielleicht ist der Tag nicht mehr fern,

wo Gott das, was er an den Franzosen durch die Deutschen heimsuchte, an den Deutschen durch die Franzosen heimsuchen läßt.

Es ist wahr, was der geistreiche Redakteur der „Historisch-politischen Blätter", Hr. Dr. Jörg, am Beginn dieses Jahres gesagt: „Nie mehr als heute sind die Dinge stärker als die Menschen, und haben alle Mächte die Zügel aus den Händen verloren... Hat doch diese Zeit einen rein tragischen Charakter angenommen; eine geheimnißvolle Macht treibt die Menschen fort, daß sie thun was sie nicht wollen. Alles drängt auf Katastrophen hin, und das einmal geschwungene Schwert saust durch die Lüfte fort, auch wenn der Arm, der es führt, lieber ruhen möchte." Bei solcher Lage der Dinge ist es aber ganz verzeihlich, daß es auch sonst furchtlosen Männern bange wird. Kein Wunder also, daß man jetzt Weiterblickende fragen hört: custos, quid de nocte? Dieser Wächter aber, an den man sich heutzutage allein noch wenden kann, ohne Zagen, schlecht berathen zu werden, ist Niemand anders als die Kirche, die katholische Kirche, und sie wird alle, die bei ihr anfragen, in den politischen Händeln an Recht und Gerechtigkeit als Leitsterne verweisen. Denn Recht und Gerechtigkeit, sagt Görres, sind Gottesmächte, die über die Menschen herrschen und sich nicht von ihnen entthronen lassen. Wenn daher der Verfasser in diesen Blättern die Aufmerksamkeit seiner Leser auf jene beiden „Gottesmächte" hinlenkt, so wird ihm das, so hofft er, gewiß nur in der Weise ausgelegt und zu Gute gehalten werden, daß er im Sinne der Kirche gehandelt.

Gegen diese beiden Gottesmächte lehnt sich freilich, wie wir es täglich sehen und erleben, unsere ganze moderne Gesellschaft

auf; sie hat sich vom Christenthum, von Gott losgesagt und damit natürlich auch von dem Recht und der Gerechtigkeit, die ohne Gott nur Worte ohne Bedeutung sind. Das ist aber immer vom Bösen. Denn es ist schon so, wie Görres sagt: „Wohl bäumt sich der Trotz gegen die höhere Macht auf, es wehrt sich die Hoffart und will nicht verstehen, daß es ein ohnmächtig elendes Ding ist um des Menschen Kraft, wenn sie von Gott verlassen für sich selbst den ewigen Beschlüssen der Vorsehung entgegenwirkt. Jedes Unrecht aber ist von Gott verlassen, der allein der gerechten Sache hilft." Daher hält es der Verfasser für Pflicht, die Katholiken zu mahnen, daß sie es nie und nirgends, auch in der Politik nicht, wagen, gegen jene beiden Gottesmächte sich etwas herauszunehmen."

„Die ewigen Beschlüsse der Vorsehung" — wir kennen sie nicht; vielleicht sind sie die Verwirklichung der prophetischen Worte des Grafen de Maistre: „Im Jahre 1789 hat man die Menschenrechte proklamirt, im Jahr 1889 werden Gottes Rechte proklamirt werden." Je prie et j'espère, ich bete und hoffe, sagt der Verfasser mit dem französischen Missionär Chabler. Für die Proklamation der Gottesrechte ist aber über vieler Menschen Trotz und Hoffart hinweg der Weg zu bahnen. Daher dürfte über kurz oder lang sich wieder einmal des Psalmisten Weissagung erfüllen: Dominus confranget in die iræ suæ reges, judicabit in nationibus, implebit ruinas, conquassabit capita in terra multorum.

Der Verfasser.

Jedermann findet es naturgemäß, daß ein Sturmwind, der da heftig durch den Forst hinfährt, alle Waldesbäume, auch die stärksten, schüttelt; aber während er die schwachen entwurzelt, zusammenknickt oder wenigstens aus ihrer geraden Richtung auf die Seite biegt, nehmen die starken, wenn er vorbeigefahren, ihre ruhige, gerade Haltung wieder an, wie zuvor; der Orkan vermag sie zu schütteln, aber nicht zu entwurzeln, nicht mitfortzureißen. Was wir nun im Reiche der Natur bei einem Sturmwinde wahrnehmen, dasselbe findet analoger Weise statt bei den Stürmen und Windzügen, die da von Zeit zu Zeit durch die Region des Geistes hinfahren: sie lassen keinen unberührt, keinen theilnahmlos; doch die schwachen Geister reißen sie mit fort oder bringen sie zum wenigsten in eine „schiefe" Richtung zu ihrem normalen, ihnen von Gott und Rechtswegen zukommenden Halt- und Standpunkt; die starken aber bleiben mitten in solchem Windzuge, mitten in solcher Strömung sich, ihrem Gewissen, ihrem pflichtmäßigen Standpunkte treu, schwanken nicht hinüber, nicht herüber, nicht hinab, nicht hinauf; es ist das Zeichen des Mannes, daß er die Probe besteht. Wenn es darum auch manchmal schmerzlich ist, zu sehen, wie bei gewissen Anlässen, worin der Mann sich bewährt, viele wanken

und sich mitfortreißen lassen, so ist es doch nicht immer zum Verwundern. Das ist nur dann der Fall, wenn solche, die wir für stark halten, im Sturme unentwegt zu stehen, sich am Tage der Prüfung schwach erweisen und die Mannesprobe nicht bestehen Wer sich aber in seinem Leben solche schmerzliche Täuschungen ersparen will, der denke stets rechtzeitig an die Vorsichtsmaßregel, die der Spanier Balmes zur Beurtheilung der Menschen anräth: „Man darf nicht auf die Tugend des gewöhnlichen Menschenschlages bauen, wann sie auf eine zu harte Probe gestellt wird: heftiger Versuchung widerstehen ist der Triumph einer starken Seele, einer Tugend, welche die Feuerprobe bestanden hat: und wenige Menschen besitzen eine solche Tugend."

Ein solcher Windzug aber, heftig genug, alle Geister, auch die katholischen, zu erregen und zu bewegen, zieht seit Jahren schon durch die christliche Welt: es ist der moderne Liberalismus, d. h. die Begehr des Zeitgeistes, „alle Beziehungen der Gesellschaft, ihre politischen, ökonomischen, socialen, commerciellen, in bewußter Ignorirung der göttlichen Offenbarung, blos nach sogenannten „Vernunftgründen", zu regeln, oder mit andern Worten, alle socialen und politischen Grundbegriffe von der christlichen Religion, und von jeder Religion zu emancipiren." Daher kann es Niemand, der die Schwäche des Menschenherzens kennt, befremden, daß dieser liberale Windzug, wie er schon Jahre lang durch die Gesellschaft geblasen, auch viele Katholiken mitfortgerissen oder in eine schiefe Richtung zur Kirche gebracht. Leider Gottes aber zählen zu diesen Schwachen, die da die Feuerprobe nicht bestanden, auch viele Namen, die in der katholischen Welt lange Zeit gewissermaßen das Privileg besaßen, daß Niemand ihre katholische, echt kirchliche Tugend in Wissen und Wirken auch nur anzuzweifeln wagte. Der Katholik in ihnen, glaubte man, sei so seelenstark und so bewährt, daß er in jeder, auch der härtesten Anfechtung die Feuerprobe bestehen würde, und siehe da, man hat sich an Vielen getäuscht. Wenn es also auch nicht gerade zum Verwundern ist, daß wir in der liberalen Zeitströmung auch viele Katholiken

schwimmen sehen, so ist es doch für den treuen Katholiken unsäglich schmerzlich, in jenem Strome auch solche mitfortschwimmen zu sehen, die da als stark und mit dem unerschütterlichen Felsen, worauf die Kirche erbaut, gleichsam verwachsen galten, und jeder treue Katholik sieht sich aus der Seele gesprochen, wenn er die Worte liest, womit der Redakteur der „Historisch-politischen Blätter" in seiner diesjährigen „Neujahrs-Rundschau" diese traurige Erscheinung innerhalb der katholischen Mauern also schildert: „Wer vor fünf und zwanzig Jahren und seitdem in der Lage war, die Personen und Verhältnisse kennen zu lernen, an die sich vor Allem der Mann des „katholischen Deutschlands" geknüpft hat, der konnte nicht anders als mit unnennbarem Schmerz auf die Erscheinungen blicken, die durch das Concil unter uns an das Tageslicht gezogen worden sind. Das Oekumenikum hat im ausgedehntesten Maße als Probirstein der Geister gewirkt. Konnte man sich auch längst der Wahrnehmung nicht entziehen, daß der Weltgeist wie ein fressender Krebs auch unter der kirchlichen Umhüllung um sich greife: eine solche Auflösung des katholischen Gemeingefühls, einen so eigenwilligen Subjektivismus, eine so popularitätssüchtige Schwächung der Geister dürfte kaum der ärgste Schwarzseher erwartet haben." Dasselbe hatte er bereits in seiner „Neujahrsbetrachtung von 1870 mit folgenden Worten allen rechtschaffenen Katholiken geklagt: „Die Einberufung des Concils hat die Verwirrung der Geister aufs höchste gesteigert. Es war vorauszusehen, daß der große Schritt zunächst eine solche Wirkung nach sich ziehen würde, wenn man auch mit Recht staunen mag über das Maß der innern Zerrüttung und moralischen Auflösung, welche bei diesem Anlaß auch in den Kreisen sich aufgedeckt hat, wo man von Amtswegen die „normale Ruhe der göttlichen Natur" (wie Baron von Lerchenfeld den als unverletzlich geltenden Bestand der politischen, socialen und religiösen Ordnung in der Welt nannte), hätte bewahren sollen. Es ist schmerzlich zu sehen, wie Männer, die Jahre lang in dem Rufe gestanden, Säulen der kirchlichen Autorität zu sein, mit einer Ausgelassenheit der Sprache vor das Publikum treten, die

das ganze moderne Heidenthum und Judenthum zum hellen Jubelgeschrei begeistert. Gewiß ist diese Erfahrung die schmerzlichste von allen; dennoch mußte es so kommen. Das Uebel kann erst geheilt werden, wenn es in seiner ganzen Tiefe und Ausdehnung erkannt und keine Täuschung mehr möglich ist. Dies ist jetzt geschehen; die große Scheidung der Geister hat sich vollzogen; und man kann nicht mehr sagen, daß das Reich des Bösen noch irgendwo im Hinterhalte liege.

Diesem verderblichen Windzug des modernen Liberalismus aber, der so verheerend in das Gebiet der Kirche hineinblies, wurden schon Ketten angelegt durch den bekannten Syllabus des h. Vater's Pius IX.; wurde wenigstens in der Encyklica, an welcher der Syllabus hing, allen Katholiken, die da Augen haben zu sehen, ein klares, helles Licht angezündet: denn das ist, sagte Dr. Heinrich von Mainz auf der Katholikenversammlung zu Trier im Jahr 1865, nach der Meinung des h. Vaters der Grund-Irrthum und die Grund-Bosheit unsrer Zeit, daß sie das Christenthum hinausdrängen wolle aus dem ganzen gesellschaftlichen, staatlichen, menschlichen Leben, im geraden Widerspruch mit dem Worte des Herrn, daß das Christenthum „der Sauerteig ist, der die ganze Menschheit durchdringen soll." Das ist der große Irrthum und die große Bosheit der Zeit, daß sie die katholische Kirche und das katholische Priesterthum, welche Trägerin dieses Christenthums sind, hinauswerfen will aus der Zeit und der Gesellschaft, in geradem Widerspruch mit dem Worte des Herrn: „Ihr seid das Salz der Erde, das Licht der Welt"; dieser widerchristliche Geist, der übermächtig geworden ist in der Welt. . . Es war — wie mir scheint — höchst zeitgemäß, daß der heilige Vater uns — den Söhnen der Kirche — mit seiner Encyklica und seinem Syllabus zugerufen hat: „Ihr Katholiken, danket Gott, daß ihr noch katholisch seid!" — Von diesem Grundirrthum der Zeit also, dem modernen Liberalismus, haben wir Katholiken wenig oder nichts mehr zu fürchten, wenn wir wollen. Von ihm gilt, was Sankt Augustin einmal vom Teufel sagte:

„Latrare potest, mordere non potest nisi volentes, bellen kann er, aber beißen nicht, außer jene, die gebissen sein wollen."

Da hat aber unser moderner Zeitgeist einen neuen Hauptirrthum in die Welt herausgewürgt: wir wollen ihn den „Nationalismus", das Nationalitätsprincip nennen. Herr Dr. Jörg meint übrigens in seiner diesjährigen „Neujahrs-Rundschau", es sei dies kein neuer Irrthum, sondern es sei ein und derselbe Grundirrthum, nur in andrer Weise hervortretend, also ein und derselbe Windzug, nur nach anderer Richtung blasend. Er hat freilich auch schon in die Kirche eingeschlagen: denn von Anfang an ist, die bischöfliche Versammlung schon als „kirchlicher Nationalismus" bekämpft worden auf Grund des Gegensatzes zwischen Germanismus und Romanismus. Die Frage von der Infallibilität insbesondere erschien als eine Beleidigung der „deutschen Wissenschaft". Der sogenannte Altkatholicismus aber, der sich jetzt im Widerspruch zu den Definitionen des Concils erheben möchte, ist augenscheinlich nichts Anders als eine Art von neuem Deutschkatholicismus. Ja, als der unselige Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausbrach, da wagten nicht nur protestantische Lästerer, da wagten Männer, die dereinst als Celebritäten des katholischen Deutschland's galten, das Schlagwort auszugeben: Napoleon III. führe den Krieg nicht nur für den Romanismus in der Politik, sondern auch für den Romanismus in der Religion, für die Concilsmajorität gegen Deutschland. Dem entsprechend hat denn auch der Liberalismus das Feldgeschrei erhoben: „gegen Frankreich und — gegen Rom." Dieser gefährlichsten Irrlehre der Zeit aber, dem falschen Nationalitätsprincip, hat das Concil durch seinen Beschluß von der Infallibilität des Papstes rechtzeitig einen Damm entgegengesetzt: es hat das Centrum unitatis neugestärkt und an dieses neugestärkte Centrum alle katholischen Völker gewiesen. Für die Kirche also hätten wir auch von diesem neuen Irrthum unsrer Zeit nicht gerade größere Verheerungen zu befürchten.

Anders steht aber die Sache mit dieser neuen Irrlehre hinsichtlich

der Völker und ihres gegenseitigen Verhältnisses: zwischen ihnen erzeugt sie, das blutende Frankreich und Deutschland ist Zeuge, den Racenkrieg. Das ist aber schrecklich, und das Allerschrecklichste dabei ist die Thatsache, meint Herr Jörg, daß kein Vertheidiger der Civilisation aufzustehen wagt, um sich zwischen die Streitenden zu werfen. Darin liegt der Beweis, daß nicht nur kein Europa, sondern auch keine christliche Welt mehr existirt, die gerühmte Civilisation aber nichts Anderes ist als die Raffinirtheit des egoistischen Materialismus. Daher steht zu befürchten, fügt Herr Jörg bei, daß die christliche Civilisation in die heidnische Barbarei zurückgekehrt, wenn es der Menschheit nicht gelingt, das falsche Nationalitätsprincip von sich auszustoßen; so lautet jetzt die Blutpredigt der französischen Schlacht- und Leichenfelder.

Da ist es aber für Jedermann ein Gebot der christlichen Nächstenliebe, nach Kräften beizutragen, damit das, was da der Menschheit angesagt ist, sich nicht erfülle, und dieselben von der schiefen Ebene, auf welcher sie schon eine so bedeutende Strecke abwärts, in's barbarische Heidenthum gerutscht ist, wieder zurückkomme, mit dem Eingeständniß: „erravi, sicut ovis, quæ periit, ich war auf Irrwegen, wie eine verlorene Schafheerde.“ Möge darum Niemand den Verfasser der Selbstüberhebung zeihen, wenn er in diesen Blättern wagt, auch seinerseits ein Wort mitzusprechen, und wünscht, daß es in weiten und weiteren Kreisen seine Wirkung habe, den kreisenden Wellen vergleichbar, die von einem Steinwurf erregt mehr und mehr nach allen Seiten sich erweitern. Die Kreise aber, in welche dieses Wort recht wirksam einschlagen möge, sind zunächst katholische. Denn der Verfasser ist nun einmal der Ueberzeugung, daß wenn der Welt noch zu helfen ist, ihr nur aus katholischen Kreisen, aus der katholischen Kirche Hilfe kommen kann. Nun hatten wir aber in dem grausigen Völkerkrieg, den da die Franzosen und Deutschen miteinander gehabt, mehr als einmal wahrnehmen können, daß man mit allen Kräften an der Arbeit ist, das moderne Verderben, den Ruin der Zeit auch dahin zu tragen,

woher allein noch Hilfe zu erwarten ist, nämlich in's katholische Gebiet, und also die Apotheke selbst zu vergiften, die allein noch die Arzneien für die Schäden der Zeit in sich birgt. Und läugnen wir es nicht, wir haben mit Schrecken die Beobachtung gemacht, daß jene „gefährliche Irrlehre unsrer Zeit", der Nationalismus, wie Herr Jörg die moderne Geisterseuche nennt, auch viele Katholiken angesteckt hat. Katholische Männer, die da wissen mußten, daß die katholische Kirche so wenig wie die Geschichte blos für Eine Nation da ist, sondern daß jede Nation das Recht hat, in ihr als einer Völkerkirche zu blühen und zu gedeihen, haben während des Krieges, mit absichtlicher Ignorirung der nichtswürdigen Gründe seiner Entstehung, theils aus falschem Patriotismus, theils aus armseliger Furcht, von den liberalen Schwindlern des modernen Germanenthum's als „vaterlandslose Partei", als Landesverräther an den Pranger gestellt zu werden, in Kammern und Zeitungen an dem Völkerhaß gegen das französische Volk mitgeschürt und mitgehetzt, daß jeder alte Heide, der doch von Amtswegen jeden Ausländer als Barbaren anzusehen hatte, sich ihrer geschämt hätte. Das ist aber nicht katholisch, das ist unchristlich, und es wäre schlimm, wenn diese „gefährlichste Irrlehre der Zeit", noch weiteren Eingang beim katholischen Volke finden sollte. Wir Katholiken können ganz gute Patrioten, ganz gute Bayern, Badenser, Preußen und Deutsche sein, ohne uns von dem Bekenntniß des edlen Fenelon zu entfernen, das für alle Katholiken geradezu Pflicht ist: „O Kirche von Rom, o heilige Stadt, o theueres und gemeinsames Vaterland aller Christen! Es gibt in Jesus Christus nicht Griechen, nicht Jude, nicht Heide, nicht Scythe, nicht Sklave, nicht Freier; -- nicht Franzos, nicht Deutscher, nicht Magyar, nicht Pole; — sondern alle sind Ein Volk in Jesus Christus, denn alle, die in Christo getauft sind, haben Christus angezogen, alle sind Volk im Schooße der Kirche, alle sind Mitbürger, alle Brüder, jeder Katholik ist aus Rom." Daher halten wir es an der Zeit, einmal

die Rolle zu besprechen, die uns Katholiken in den modernen Kriegen zugemuthet, und von vielen Katholiken leider auch wirklich übernommen und gespielt wird.

Was aber von dieser Rolle zu halten sei, läßt sich erst dann richtig sagen, wenn man den Standpunkt kennt, auf den sich der Katholik nach den Vorschriften des Evangeliums stellen muß, um die Moralität eines Krieges, seine sittliche Erlaubtheit oder Unerlaubtheit zu beurtheilen. Es ist darum vor Allem hier zu reden

I. Von dem Standpunkt,

den der Katholik nach den Vorschriften des Christenthum's zur Beurtheilung eines Krieges einzunehmen hat.

Der Bischof von Mainz schrieb in seinem Buche: Deutschland nach dem Kriege von 1866, den Ausspruch nieder: „Wir wollen unser christliches Urtheil nicht verfälschen lassen, wir wollen an jede Handlung, des Fürsten wie des Bettlers, als Maßstab das Gesetz Gottes anlegen; wir wollen das Böse bös nennen, wenn es auch die besten Erfolge hat.“ In diesem Ausspruch ist aber in kurzen Worten jener Standpunkt angezeigt, auf den sich der Christ stellen muß, um die Moralität eines Krieges richtig zu beurtheilen und sein Verhalten in Wort und That dem „Feinde“ gegenüber zu regeln, mit dem der Krieg geführt wird: es ist die lichte Anhöhe, die das Gesetz Gottes jedem gewährt, der sich über den Werth menschlicher Handlungen zu orientiren sucht. Daher sollte nicht blos jeder christliche Bettler, sondern auch jeder christliche Fürst den Ausspruch des Bischofs von Mainz auswendig lernen und vor dem Antritt seiner Regierung darüber ein Staatsexamen bestehen müssen, ob er auch wisse, daß er verpflichtet und alle Menschen berechtigt seien, an jede seiner Handlungen, vorab an die Unternehmung eines Krieges, als Maßstab das Gesetz Gottes anzulegen und das Böse bös zu nennen, wenn es auch die

glänzendsten Erfolge bringt. Das Gesetz Gottes ist aber bekanntlich für Fürsten und Bettler klar ausgesprochen und zur Befolgung promulgirt — in den zehn Geboten. Also nicht der sogenannte Patriotismus oder die wie immer berechtigte Vorliebe für die Scholle Erde, wo wir geboren und wovon irgend eine Regierung Grundsteuer erhebt, nicht die Nationalität oder die bewußte Absperrung von andern Völkern nebst der Abneigung gegen Alles, auch das Gute, das von diesen kommt, sondern die zehn Gebote müssen das Verhalten der Christen in Wort und That während eines Krieges bestimmen. Es dürfte aber Vielen doch nicht klar sein, wie die zehn Gebote und welche von ihnen die Richtschnur unsers Handelns in einem Kriege bilden. Darum soll hier näher darauf eingegangen werden.

Schon vor mehreren Jahren hat, wie die „historisch-politischen Blätter" *) berichteten, der protestantische Engländer Urquhart an die Berufung des ökumenischen Concils eine Erörterung geknüpft, welche, von durchaus christlichem Standpunkte ausgehend, gewisse Beziehungen der Kirche zu dem Rechtsstand in dem System der europäischen Staaten festzustellen versucht. Die Ursachen der politischen Uebel unsrer Zeit findet er in dem allgemeinen Verfall des Rechts, und die Möglichkeit besserer Zustände sucht er in der Herstellung der Achtung für das Gesetz der Nationen. Was aber Urquhart als „Gesetz der Nationen" bezeichnet, ist nichts anders als das Völkerrecht, aber weniger das conventionelle, gemachte, sogenannte positive, als vielmehr dasjenige welches der Vernunft entspringt und dem christlichen Sittengesetz. Denn er sagt selbst: „Das Gesetz der Nationen ist ein Codex, welcher den Verkehr der Gemeinschaften regelt, als ob sie Individuen wären. Der Unterschied zwischen einer Nation und einem Individuum besteht nur in der Zahl; bleibende Rechte, Pflichten und Verbindlichkeiten sind für beide dieselben. Für beide ist das Gesetz gegründet auf die zehn Gebote und besonders auf

*) 7. und 8. Heft. 64. B. 1869.

deren vier: du sollst nicht tödten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsches Zeugniß geben; du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut." Wenn also Urquhart weiterhin sagt, alle Menschen haben die Pflicht, nach ihren Mitteln und Kräften dafür zu arbeiten, daß die gesunkene Achtung für das „Gesetz der Nationen" unter den Völkern sich wieder hebe, so will er dahin verstanden sein,. daß die zehn Gebote, und namentlich die genannten vier, nicht blos für die Individuen, sondern auch für die Völker wieder die Richtschnur des Handels und Wandels und gegenseitigen Verkehrs bilden sollen.

Das ist aber ganz die Lehre des christlichen Sittengesetzes, des Evangeliums. Wenn also irgendwo und irgendwie ein Krieg zwischen christlichen Völkern angeschürt und in Brand gesetzt wird, so haben katholische Christen einfach sich umzusehen, auf welcher Seite man auszieht, die genannten vier Gebote zu verletzen; haben sie das entdeckt, so ist ihr Verhalten für den ganzen Krieg festgestellt: mögen die Siege auf dieser Seite dann noch so glorreich sein, die Katholiken dürfen darüber nicht jubeln und mit ihren geweihten Kirchenglocken die Siegesfreude ausläuten; denn das hieße Freude haben am Unrechtthun. Mögen die mit Unrecht Angegriffenen und dann mit Uebermacht Besiegten einer Nation angehören, welcher sie wollen, den Chinesen oder Kirkisen, den Buschmännern oder Hottentotten: katholische Cristen können und dürfen sich nicht freuen, wenn ihre christlichen Heere in einem ungerechten Kriege siegreich gewesen: die Nationalität gibt niemals und Niemanden ein Recht, einen Krieg anzufangen. Vor Gott und ihrem Gewissen sind sie vielmehr verpflichtet, es zu billigen und zu wünschen, daß das Recht siege, und also, im Falle es ihnen feststände, daß das Recht auf Seite des Feindes wäre, es zu billigen und zu wünschen, daß der Feind siege, selbst auf die Gefahr hin, daß dieser Feind — die Franzosen oder Russen sind. Einmal verlangt das so die Gerechtigkeit: sie steht höher als die Nationalität und das, was man „Nationalgefühl" nennt; bei katholischen Christen kann dieses überhaupt keinen Anspruch machen, daß es berücksichtigt werde, wenn die

Nation sich anschickt, einer andern Unrecht zu thun, oder glücklich mit dem Unrechtthun fertig geworden ist. Dann verlangt es so die Nächstenliebe. Diese kann sich keine Grenzpfähle stecken lassen, wie die Nationen und verschiedenen Vaterländer es gegenseitig thun: sie erstreckt sich aus Deutschland in Frankreich hinein und umgekehrt, und erstreckt sich noch weiter, über die ganze Erde und schreibt es jedem Christen in's Gewissen: ein jeder Mensch, ohne Ausnahme, ist dein Nächster: ihn aber sollst du lieben wie dich selbst. Das Wenigste aber, was die Nächstenliebe von dem Christen, mag er Fürst oder Bettler sein, verlangt, ist, daß er sich in Wort und That zu dem Ausspruch bekennt:

Was du nicht willst, daß man dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu!

Es war also nicht christlich, wenn man schon Anno 1866 deutsche Christen sagen hörte: ja, wenn es gegen die Franzosen ginge, ließe ich den Krieg mir gefallen: aber den Bruderkrieg zwischen den Oesterreichern und Preußen kann man nur bedauern; denn der Krieg zwischen den Franzosen und Deutschen ist nicht minder ein Bruderkrieg wie der zwischen den Oesterreichern und Preußen es gewesen ist. Daß dieser im Westen wohnt, jener in Ost; daß dieser französisch spricht, jener deutsch, hat gar nichts zu sagen und gibt dem Einen kein Recht, den Andern mit Krieg zu überziehen: er ist Mensch, er ist Christ, er ist Ebenbild Gottes. Von Menschen aber sagt schon der Prophet Malachias: „Haben wir denn nicht Alle Einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott erschaffen? Warum also verachtet unter uns Einer den Andern?"

Und es zeigt nicht blos von der ganzen Hohlheit einer Phrase, was man bislang Alles von allgemeiner Menschenliebe und Allerweltsverbrüderung gegen die katholische Kirche, worin jene doch allein zu finden ist, in die Welt heulte, sondern auch von einem erschrecklichen Grade moderner Menschenverwilderung, wenn viele unsrer deutschen Blätter, gewisse katholische nicht ausgenommen, in diesem scheußlichen Kriege einen ganz unnatürlichen Haß gegen das

französische Volk predigten und die armen Turko's, blos deßhalb, weil ihre Hautfarbe schwarz ist, für nicht viel mehr als eine Species reißender Thiere ausgaben; denn man hat noch die erste Scheußlichkeit, die man ihnen aufgelogen, zu beweisen. Und um das Verbrechen zu beurtheilen, das sich die Franzosen haben dadurch zu Schulden kommen lassen, daß sie jene „wilden Horden" gegen die civilisirten Pommern in's Feld ziehen ließen, genügt die Bemerkung, daß wenn es in Hinterpommern, etwa in der Nähe von Varzin, einen Landstrich gäbe, wo leibhaftige Teufel wohnten, Bismark durchaus kein Bedenken tragen würde, — dessen ist er jedenfalls fähig, — die Teufel zu rekrutiren und in Linie und Landwehr einzureihen.

Es ist aber durchaus nicht so schwer, als manche glauben mögen, herauszufinden, auf welcher Seite im Kriege Recht und Gerechtigkeit stehen. Man muß Montesquieu wirklich zugestehen: „Nicht der ist für den Krieg verantwortlich, der ihn erklärt, sondern der ihn nothwendig macht." Nach Urquhart kann aber eine Nation mit Ehren gegen eine andere nur wegen Thaten vorgehen; nur wenn sie leidet durch solche Thaten, kann sie dieselben zur Verhandlung bringen und ein Urtheil schöpfen; aber sie kann nicht einen Krieg anfangen zu dem Vollzug des Spruches, ehe sie alle Mittel erschöpft hat, um Genugthuung oder Sicherheit zu erhalten, und ehe sie die Thatsache außer Zweifel gestellt hat, daß es eine Macht auf Erden gibt, die entschlossen und vorbereitet ist, die Ruhe der Menschheit zu stören. Solches Verfahren, meint der Engländer, ist geboten vom Recht; es muß eingehalten werden ohne irgend welche besondere Verfügung; es ist die Regel, deren Beachtung ein jegliches Volk erzwingen soll von seiner Regierung. Denn der Krieg muß drei Eigenschaften an sich haben, wenn er keine Verantwortung soll nach sich ziehen: er muß nothwendig, gerecht und rechtmäßig sein. Unnöthig ist der Krieg, wenn er, obwohl gerecht in der Ursache, erklärt wird ohne daß die geeigneten Schritte gethan worden, um ohne Waffengewalt den Gegner zur Erfüllung gerechter Forderungen zu nöthigen. Ungerecht ist der

Krieg, wenn er begonnen wird wegen einer Sache, welche der Eine zu fordern kein Recht, der Andere zu leisten keine Pflicht hat. Unrechtmäßig ist ein Krieg, wenn er geführt wird ohne Beachtung der gehörigen und allgemein festgestellten Formen. Es fällt aber dem gesunden Sinn eines Christen nicht schwer, zu untersuchen und zu finden, ob ein Krieg die drei ersten oder die drei letzten Eigenschaften an sich trägt: nur im ersten Falle wird er über etwaige Siege jubeln, im letzten wird er trauern, mögen auch die Erfolge die glänzendsten sein. Darum sollten sich jene Blätter, die katholisch sein und für Katholiken schreiben wollen, lange besinnen, ehe sie mit solchen im Siegesjubel Chorus machen, die da, nachdem sie „den Gedanken in der geschändeten Brust feil geboten", der herrschenden Gewalt sich mit Leib und Seele verdungen und nun, um mit Görres zu reden, „mit dem Mantel der Liebe die schnödeste Willkür ihrer Brodherren zudecken, jede despotische Gewaltthat beschönigen, jede Ausnahme von den Grundsätzen der Ehre, Billigkeit und Mäßigung einräumen und alle ihre Fehden als die eigenen ausfechten": mit einem Wort, um ein Billiges, aus dem Unrecht ein Recht und aus dem Recht ein Unrecht machen.

Wie haben nun, kann man jetzt fragen, nach all dem, was bisher gesagt wurde, die Katholiken einem Kriege gegenüber sich zu verhalten, und zwar katholische Fürsten, katholische Unterthanen und katholische Bischöfe? — Für katholische Fürsten finden wir das richtige Verhalten vorgezeichnet in der „väterlichen Mahnung", die der bayrische Churfürst Max Emmanuel seinem Sohne Ferdinand Maria bezüglich des Krieges auf den Thron mitgab:

„Vom Kriege will ich nur Weniges berühren, und dieses Wenige diene mehr dazu, daß du es wissest, als daß du es übest. Der beste Krieg ist — keiner: denn wer Krieg sagt, spricht den Inbegriff allen Jammers aus. Dies können nur jene bezeugen, die selbst im Kriege gelitten, die mit eigenen Augen die Schrecken und das Elend des Krieges gesehen, nicht aber diejenigen, die ihn begonnen aber nicht

gesehen haben. Solltest du je, (o möge dich Gott gnädig davor bewahren!) durch die Ungerechtigkeit Anderer in die Nothwendigkeit versetzt werden, Krieg zu führen, so beginne ihn nicht eher als bis du alle friedlichen Mittel erschöpft hast.

Wehe dem Fürsten, welcher sich durch Ehrsucht, Haß, oder durch andere, noch schlechtere Begierden und Leidenschaften zum Kriege verleiten läßt. . . .

So lange dein Feind bereitwillig ist, in friedliche Unterhandlungen einzugehen und dir für das zugefügte Unrecht billige Genugthuung zu leisten, so beschließe keinen Krieg gegen ihn und betrachte ihn nicht als einen unbeugsamen, halsstarrigen Feind. Kriege sollen nur aus Liebe zum Frieden geführt worden. So oft sich also Hoffnung zeigt, durch billige Verträge den Frieden zu gewinnen, so halte sie fest, damit die Welt erkenne, daß du im Kriege einzig und allein den Frieden gesucht hast."

Das ist nun eine ganz schlichte Mahnung, aber es ist eine christliche Mahnung, die Mahnung eines katholischen Fürsten, der da überzeugt war, es sei keinem, auch nicht dem mächtigsten Herrscher erlaubt, mit Leichtsinn ungerechte Kriege zu beschließen, worin Hunderttausende von Menschen fallen, wohl aber werde die Rache Gottes, wie es in der heiligen Urkunde niedergeschrieben steht, schrecklich und schnell über solche Fürsten hinfahren, die das Gesetz der Gerechtigkeit nicht beobachten und nach dem Willen Gottes nicht handeln; denn „die Mächtigen werden mächtig gestraft werden; Gott wird niemandes Person ausnehmen, noch irgend eine Größe scheuen, weil er den Kleinen wie den Großen gemacht". Wohl also den christlichen Fürsten, wenn sie bezüglich des Krieges die väterliche Mahnung, die jener große Churfürst seinem Sohne gab, sich ebenfalls zu Herzen nehmen!

Für katholische Unterthanen hier das Verhalten im Kriege anzugeben, ist etwas schwierig, ja bedenklich, nicht weil dasselbe im Kriege hoch- oder vaterlandsverrätherisch oder feige oder opferarm zu sein hat, sondern weil es den Geboten Gottes nicht widersprechen darf und in Folge dessen leider oft den Geboten mancher Fürsten, die

sich über die Gesetze Gottes und seiner ewigen Gerechtigkeit in gewissen Fällen überaus leicht hinwegsetzen, widersprechen muß. Indessen ist es nicht Mannes Art, mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten oder mit der Lüge zu capituliren; und die Menschen, seien es Fürsten oder Unterthanen, auf die Gebote Gottes, auf seine Gerechtigkeit und sein Gericht hinzuweisen und ihnen zu sagen, es könne niemals erlaubt sein, von Gottes Wegen abzuweichen, heißt noch lange nicht die Revolution oder den Aufruhr predigen, oder Fürstenthrone umstürzen, sondern das gerade Gegentheil. Darum mag hier schon Einiges über das pflichtmäßige Verhalten katholischer Unterthanen einem Kriege gegenüber gesagt werden.

Die Berliner „Zukunft" entnahm Jean Paul's „Kriegserklärung gegen den Krieg" voriges Jahr Folgendes, um es die Leute überlegen zu lassen: „Das Unglück der Erde war bisher, daß zwei den Krieg beschlossen, und Millionen ihn ausführten und ausstanden; indeß es doch besser gewesen wäre, wenn Millionen beschlossen und zwei gestritten hätten.

Der Krieg, sagt Ihr, entwickelt und enthüllt große Völker und große Menschen, sowie sich beim Regenwetter ferne Gebirge aufdecken. Sonach hätten wir denn lauter große Völker; denn alle rohen führten Kriege bis in die Bildung hinein.

Eine große Idee, eine Gesetzgebung entwickelt die Völker höher, als ein Schlachtenjahr.

Die Kriege, selbst für die Freiheit geführt, verlieren entweder eine, oder nehmen eine; hingegen der große Gesetzgeber — und es gab deren mehrere, die keine Krieger waren, von Moses, Solon, Lykurg, Christus an — befreit sein Volk, ohne ein anderes anzuketten.

Große Männer haben sich meistens auf dem Freiheitsforum, in wissenschaftlichen Friedens-, nicht in Kriegsschulen entfaltet; und Sokrates lernte nicht erst von seinem Feldzuge den dreißig Tyrannen und dem Giftbecher widerstehen.

Wohl ist für jetzige Staaten ein großer Feldherr ein Geschenk

Gottes sowie für jetzige Lazarethe ein großer Feldscheerer. Aber worin besteht seine Größe? Der Zerstörer des ephesischen Tempels wurde noch unsterblicher als seine vielen Erbauer.

Schelling redet „von einem fast göttlichen Rechte des Eroberers;" er hatte aber die Straßenräuber gegen sich, welche in dieser Sache, einem Alexander und Cäsar in's Gesicht, dasselbe für sich behaupteten. Denn auf die Frage, was ihn berechtige, das Meer unsicher zu machen, erwiederte ein Seeräuber Alexander dem Großen mit freimüthigem Trotze: „Dasselbe, was dich berechtigt, den Erdkreis unsicher zu machen: aber nichtwahr, weil ich das mit winzigem Nachen thue, deßhalb heiße ich — Räuber; weil du es mit großer Flotte thuest, deßhalb heißest du — Kaiser." „Ich habe eine Idee, sagt Sokrates, daran setze ich mein Lebenswohl und mein Leben selber: Fremdes (Ungerechtes) darf ich nicht." — „Ich habe eine Idee, sagt der Eroberer, und daran setze ich Völker, Dörfer und Städte, und erfülle meine und feindliche Landeskinder mit Blutdurst und Fleischhunger; mehr kann ich für eine Idee wahrlich nicht thun."

Die Staatserhebung durch Annexion neuer Länder ist häufig dem Volke nur eine Kreuzerhöhung: und in der That kann eine Million Menschen nicht hoffen, besser regiert zu werden, wenn noch eine neue zu regieren hinzukommt.

Stärke sich selber die Kraft im Kriege, so reibt sie wenigstens die andere feindliche auf, die sich auch stärken wollte. Hingegen im Frieden bewegen Kräfte sich an Kräften nur höher; keine wird eingesargt, sondern das ganze geistige Uhrspiel windet sich selber zu immer längeren Zeitenschlägen auf."

Diese „Kriegserklärung gegen den Krieg" hat aber in allweg, wie mir scheint, die gesunde Vernunft auf ihrer Seite. Daher werden ihr wohl alle vernünftigen Staatsbürger, auch die katholischen, zustimmen.

Als im Jahre 1535 der König Franz von Frankreich mit dem Kaiser Karl V. Händel wegen Mailand anfangen wollte, da hielt

Karl zu Rom eine Rede, worin er versicherte, daß er immer den Frieden geliebt, der Franzosenkönig aber immer Zwietracht gesäet. Ihm gehe aber das Unglück der Tausende, die der Krieg wegraffen würde, tief zu Herzen, und um soviel Elend abzuwenden, fordere er den König von Frankreich heraus, mit ihm durch einen Zweikampf den Krieg abzumachen, auf einer Brücke oder Insel, auf Dolch oder Schwert, im bloßen Hemde. Wolle der Franzosenkönig solches nicht, so möge er die Folgen des Krieges auf sein Gewissen nehmen; denn der römische Kaiser könne den Krieg nicht eher beendigen, als bis einer von ihnen der ärmste Edelmann sei. In diesem Vorschlage aber spricht sich nicht blos eine ritterliche Gesinnung, sondern auch ein väterliches Mitleid mit seinem Volke aus, dem der Kaiser einen Krieg und seine Folgen nöthigenfalls mit Hinopferung seiner selbst ersparen wollte. Es wäre deßhalb zu wünschen, daß kriegslustige Fürsten immer erst ihrem Gegner solchen Vorschlag machten, ehe sie Hunderttausende ihrer friedsamen Unterthanen in den Krieg schicken, um sich und Andere, die einander niemals ein Leid gethan, unglücklich zu machen; vielleicht hätte kein einziger Unterthan etwas dagegen, wenn diese Bestimmung in den Constitutionseid der Fürsten aufgenommen würde. Vielleicht wären dann auch die Kriege seltener.

Der protestantische Geschichtschreiber Dahlmann sagt einmal: „Mag einer noch so erfüllt sein von der göttlichen Einsetzung der Fürsten, den will ich doch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat“..... „Eine heilige Sache ist der Staat. Wohl; hat die Schrift Recht, wenn sie Könige und Obrigkeiten von Gott eingesetzt denkt, aber sie sind es doch nur insofern, als das Volk es selber ist. Der gute Fürst will von selber nichts als des Volkes Wohl, er sieht auf keine andere Macht, als die zu diesem schönsten aller Zwecke führt, hat auch kein Recht darauf, man müßte denn annehmen, daß die Gottheit zur Uebung des Unrechts den Herrschern Rechte verliehen hätte. Um dem Volke sein Recht zu thun, muß man nothwendig seine Stimme hören.“... Dasselbe hat Görres schon

lange vorher mit folgenden Worten gesagt: „Die wahre öffentliche Meinung anerkennt, daß die Autorität allerdings göttlichen Ursprungs sei; aber da die Rechte und Freiheiten des Volkes aus derselben Quelle fließen, so wird sie diese Rechte mit dem gleichen Muthe gegen tyrannische Willkür schirmen, womit sie die Pflichten gesetzlicher Unterwürfigkeit gegen jeden Frevel sichert." Nun läßt sich denn doch nicht wegstreiten, daß gewisse moderne Kriege, à la Ludwig XIV. von Frankreich, weder hüben noch drüben „zu des Volkes Wohl" sind. Ich weiß also nicht, ob man sagen kann, ein Volk hege schon hochverrätherrische Gedanken, wenn es meint, ein Fürst habe gar nicht das Recht, solche moderne Kriege zu beschließen und Hunderttausende von eigenen und fremden Landeskindern in legitimirtem Massenmord hinschlachten zu lassen Oder sind denn die Völker nur dazu da, um sich von diesem oder jenem intriguevollen Minister aus einem Krieg heraus in den andern hineinstürzen zu lassen?

Viele Blätter, namentlich jene von demokratischer Färbung, sprachen es während des deutsch-französischen Krieges unumwunden aus, die Volkskammern müßten, da das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden, in der Hand eines einzigen Fürsten, der über eine Million Soldaten gebietet, dem Wohlstande der Völker nachgerade „gefährlich" zu werden drohe, dieses Recht zurückfordern, so daß kein Krieg mehr begonnen werden dürfte, er sei denn zuvor von den Vertretern des Volkes für nothwendig erkannt. Einem einzelnen Menschen allein, ruft ein demokratisches Blatt Badens aus, soll die Entscheidung über das Glück des Volkes und der Völker überlassen bleiben! Unsere modernen Kammermajoritäten von Volksvertretern haben aber schon so Verschiedenes beschlossen, gutgeheißen und nothwendig erachtet — zum Schaden des Volkes, daß sie auch fähig sind, einen unnützen, nicht nothwendigen Krieg, wenn es sein muß, als nothwendig zu erachten und für patriotische Pflicht auszugeben. Daher bleibt es jedenfalls mindestens zweifelhaft, ob das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden, weniger „gefährlich" erscheine, wenn es über Jahr

und Tag aus den Händen des Fürsten in die einer liberalen Volkskammermajorität übergeht. Trotzdem halte ich das doch für ausgemacht, daß das Volk, das heißt die Unterthanen und Staatsbürger in ihrem größeren und sittlich gesunderen Theile das Recht haben, weit entschiedener und wirksamer zur Unternehmung oder vielmehr Verhinderung eines Krieges mitzusprechen, als dies heutzutage nach Oben anerkannt und geduldet wird. Das geht schon daraus hervor, weil der Sieger erfahrungsgemäß, wie wir es ja auch im letzten Kriege wieder erlebt haben, nicht blos den besiegten Fürsten, sondern auch das Volk, die Unterthanen, für den Krieg verantwortlich macht und darnach seine Bedingungen vorschreibt. Dasselbe behauptet auch Urquhart, wenn er, wie wir oben schon gehört, meint, ein jegliches Volk solle von seiner Regierung die Beachtung der Regel erzwingen, keinen Krieg zu beginnen, ehe sie alle Mittel erschöpft habe, um Genugthuung oder Sicherheit zu erhalten, und dann weiterhin sagt: in der Fähigkeit und dem Willen solchen Zwang auf die Regierung auszuüben liegt des Volkes innere, (gleichsam häusliche) Freiheit; darin liegen die Mittel zur Wahrung des äußeren Friedens, so lange dieser nicht gebrochen wird durch eine gebietende Nothwendigkeit, wie etwa durch den Einbruch barbarischer Völkerschaften oder durch den Ausbruch eines Krieger-Genies an der Spitze eines kriegerischen Volkes, welches seinen Nachbarn überlegen ist. Es sind diese die einzigen Fälle, in welchen die Anerkennung des Rechtes von den verschiedenen Gemeinschaften und der Druck derselben auf ihre Souveräne und deren Diener nicht genügen kann für die Erhaltung des Friedens. Alle die neuen Kriege in Europa aber sind hervorgegangen, sagt Urquhart, lediglich aus dem Aufhören solchen Zwanges, mit andern Worten aus dem Mangel an Rechtschaffenheit der Menschen, aus welchen diese Gemeinschaften zusammengesetzt sind.*)

*) Ein eklatantes Beispiel gewährte der Krieg von 1866. Damals hatte man aus vielen Städten und „Gemeinschaften" Adressen gegen den Krieg nach Berlin gerichtet; als aber die Geschichte sammt den Annexionen gelungen war, so zeigten sich, mit wenigen Ausnahmen, Alle mit dem Erfolge zufrieden.

Daher fällt denn auch das Unrecht in diesen Kriegen auf Alle, gleichviel ob sie es persönlich ausgeführt oder ob sie nur ihre Zustimmung gegeben oder die Mittel beschafft haben. Zustimmung und Mitwirkung sind meistens wohl in gewisser Blindheit geleistet, denn immer können sie nur hervorgehen aus dem Aufgeben des Urtheils in Sachen des religiösen Gewissens und der politischen Pflichten. Das Volk ist Sklave und Verbrecher zugleich."

Entsteht der Krieg, so ist nach der Meinung Urquharts die eine der Kriegsparteien in solchen Zustand gebracht; die eine Nation ist Verbrecher, während die andere, im Widerstand gegen das Verbrechen, der Vertheidiger des öffentlichen Rechtes geworden ist und der persönlichen Freiheit durch die ganze Welt. Wenn ein Staat, welcher angegriffen wird, nicht mehr das Recht anrufen kann, so ist die Menschheit in einen niedrigen Zustand geworfen, in den Zustand einer Zerstörung der menschlichen Gesellschaft. Dieser Zustand aber, fügt Urquhart bei, ist unser gegenwärtiger Zustand.

Ein Land (Hannover), fährt der englische Gelehrte, ein Beispiel citirend, fort, konnte angefallen werden in vollem Frieden, ohne Kriegserklärung, ohne Angabe von Gründen und — da von dem Angegriffenen keine Handlung vollzogen worden war — ohne einen Vorwand, auf den eine Kriegserklärung sich hätte stützen können. Dieses Land konnte erobert, es konnte einem fremden Staatsgebiet einverleibt werden, während das übrige Europa ein unbewegter Zeuge des Unrechtes geblieben. Das Opfer konnte das allgemeine Recht nicht anrufen, denn dieses Recht war gestorben. Stumm jedoch sind die Nationen nicht geblieben: sie haben lauten Beifall gerufen. Dieses Alles ist aber geschehen, weil ein solcher Angriff nicht mehr beurtheilt wird nach seinen wahren, sondern nach ganz anderen Gründen, welche in keiner Verbindung stehen mit dem Wesen des Falles. Es denken sich so die Menschen, es wäre vortheilhafter, wenn dieses Volk mit jenem vereinigt oder von ihm getrennt würde, wenn dieser König in jenem Land herrschte und jener König vertrieben würde; wenn dieses

Land eine Revolution und Republik machte, und ziehen daraus praktische Schlüsse: das ist meine Meinung und mein Wille; wer diesen ausführt, der ist ein honorabler Mann, und welche Mittel er wähle, diese Mittel sind gut. Daher ist denn heutzutage mit jedem Augenblick die Gelegenheit geboten, das Blutvergießen zu beginnen.

Solche Theorien aber, so allgemein sie jetzt auch sein mögen, können und dürfen doch niemals den Katholiken Maßstab und Richtschnur ihres Handelns und Verhaltens bezüglich eines Krieges werden. Denn diese Theorien constatiren eben nur den jetzt eingetretenen allgemeinen Verfall des Rechtes in der Welt. Die Religion der Katholiken aber, die niemals mit dem Unrechte und seinen, wenn auch glänzenden, Erfolgen capitulirt, hält ihren Bekennern immerfort die Gerechtigkeit als eine Cardinaltugend vor Augen, die sie immer und überall, in allen Händeln des Menschenlebens, zu üben verpflichtet sind. Zudem können und dürfen Christen einen Krieg nicht gutheißen, er sei denn aus gerechter Ursache unternommen, wie unsere christlichen Moralisten sagen. Unmäßige Herrschsucht aber, und das Streben, auf Kosten der Nachbarn sein Reich zu vergrößern oder gar das Verlangen, eine „Weltherrschaft" zu gründen, sind, jedes für sich und alle zusammen, noch lange keine Gründe, die einen Katholiken bewegen dürfen, einen aus solchen Ursachen unternommenen Krieg gerecht zu nennen, und etwaige siegreiche Erfolge zu bejubeln.

Daher weiß man auch gar nicht, was man dazu sagen soll, wenn gewisse, katholisch sein wollende Blätter mit großer Ängstlichkeit den „Wetteifer" constatiren und referiren, womit da und dort Katholiken und Protestanten sich den Vorrang ablaufen bei Veranstaltung moderner Siegesfeierlichkeiten, trotzdem diese bei gewissen Leuten nicht blos als Siegesfeierlichkeiten über Franzosen und Oesterreicher, sondern, wie illuminirte Sprüche und Verse bezeugen, über die Katholiken insgesammt und den heiligen Vater in Rom insbesondere gelten, ausgeschrieen und ausgeschossen werden. Ich sehe durchaus nicht ein, warum es von Seite der Katholiken, wenn irgend eine deutsche Kriegsmacht Siege

erringt, schon nöthig ist, mit Anderen in der Siegesfeier Wetteifer zu zeigen, und halte es sogar möglich, daß es Siege, sogar deutsche Siege im Kriege und Frieden gibt, worüber allerdings Protestanten und Freimaurer Grund haben zu jubeln, die Katholiken aber, zu trauern. Und von den Katholiken, die man in solche Lage gebracht, die man auf alle Weise gekränkt, in tiefster Seele versehrt, amtlich und nichtamtlich, officiös und auf eigene Faust verleumdet und moralisch gemartert, auch noch Wetteifer bei Siegesfeierlichkeiten zu verlangen, finde ich mindestens lächerlich, da es bei uns pflichtgemäße Sitte ist, dem den Sieg zu gönnen, auf dessen Seite Recht und Gerechtigkeit steht. Oder „hört die Gerechtigkeit auf, eine Tugend zu sein", hörten wir Börne in der Vorrede sagen, „sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre das, die uns verbietet, uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht!"

Ueber das Verhalten, das katholischen Bischöfen von Gott und Amtswegen bei einem Kriege zukommt, wäre schon ein freimüthiges Wort zu reden. Dieses freimüthige Wort aber zu reden, kann einem Katholiken nicht benommen sein, vorausgesetzt, daß er dabei nicht vergißt, wen die Katholiken in ihren Bischöfen zu verehren haben, die Hirten der Seelen, welche der heilige Geist gesetzt, die Kirche Gottes zu regieren. Daher will hier der Verfasser, dessen eingedenk, ein für allemal constatiren, daß er in dem, was er über das Verhalten der Bischöfe bezüglich eines Krieges zu sagen hat, nicht im Geringsten der Ehrfurcht zu nahe treten möchte, welche ein Bischof der katholischen Kirche von jedem Katholiken zu fordern berechtigt ist. Dies vorausgeschickt, läßt sich nicht in Abrede stellen, und sagen es sich die Gläubigen schon lange heimlich und öffentlich in's Ohr, wie sehr es auffällt, daß die Bischöfe in so wichtiger Sache, wie der Krieg ist, so stets und duldsam schweigen, und damit gewissermaßen anerkennen, daß es im menschlichen Leben Gebiete und Regionen gebe, worin sie nichts zu sagen haben. Mit manchen Dingen mag dem nun sein, wie ihm wolle;

aber der Krieg gehört jedenfalls in die christliche Moral und somit vor das Forum der Kirche: vor die katholischen Bischöfe. Daher kommt es ihnen zu, bei Ausbruch eines Krieges ihre Stimme zu erheben, damit man Oben und Unten erfahre, wie oder wann? was Rechtens sich die Leute, namentlich jene, die den Krieg beschließen, davon zu denken haben. Nützt es nichts, so schadet's doch auch nichts, wenn ein katholischer Bischof die Wahrheit sagt.

Was hat man freilich der Kirche, den Päpsten und Bischöfen nicht schon Alles zur Last gelegt, das sie sich ehedem auch in politische Angelegenheiten „eingemischt". Aber das Urtheil der Weisen ist das nicht; denn „dabei bleibe ich, sagt der prot. Geschichtschreiber Böhmer, der militärische Despotismus, dieser größte Krebsschaden unsrer Zeit, konnte nicht entstehen, so lange das Papstthum oberhirtlich waltete und in die weltlichen Dinge eingriff, und er wird bei uns in demselben Grade steigen, in welchem die kirchlichen Gewalten und Ordnungen an Einfluß verlieren."*) Hieher paßt auch, was der ebenfalls prot. Geschichtschreiber Dahlmann einmal sagte: „Wenn jemals der Tag erschiene, an welchem mir klar würde, Moral und Politik wären getrennte Gebiete: ich würde keine Stunde mehr mich lehrend und lernend mit Politik beschäftigen; ich würde von dem Augenblick an den Staat als eine Erfindung des Verderbens für die Menschheit ansehen." Daß aber die Moral ein Gebiet ist, in das sich die Bischöfe einmischen dürfen, das werden sich diese doch gewiß nicht abstreiten lassen. Wenn also katholische Bischöfe durch eine, wie wir meinen, pflichtschuldige „Einmischung in weltliche Angelegenheiten" der Menschheit zur Erhaltung des Friedens eine große Wohlthat erweisen können, so ist Schweigen, Zagen und Zaudern nebst allen hundert Rücksichten, die man nehmen zu müssen meint, für die Hirten der Seelen und Sendboten des Gottes des Friedens — zum wenigsten nicht lobenswerth und preiswürdig.

---

*) Jansen, Böhmer's Briefe.

Der schon mehrmals erwähnte Engländer Urquhart meint, es werde nur dann wieder besser in der Welt, wenn die katholische Kirche die er dessen allein für mächtig und fähig hält, es unternehme, dem allgemeinen Verfall des Rechtes, aus dem sich die modernen Kriege ausgebären, Halt zu setzen und Recht und Gerechtigkeit im öffentlichen Verkehr der Völker bei Regierten und Regenten wieder in Ansehen und Achtung zu bringen; er macht deßhalb den Vorschlag, in Rom ein Collegium „zum Studium des öffentlichen Rechtes" zu gründen, damit namentlich der Klerus, der das Volk unterrichtet, im Rechte nicht fremd sei. In der katholischen Kirche aber steht es zunächst den Bischöfen zu, dafür zu sorgen, daß das öffentliche Recht, das im Grunde ja doch nichts anders ist als die zehn Gebote, mag man es nun Naturrecht, oder Völkerrecht, oder internationales Recht benennen, gelehrt, geübt und beobachtet werde, wie denn auch nach katholischer Anschauung die eigentlichen und höchsten Ephoren und Wächter des Gesetzes — nicht die modernen Staatsanwälte, sondern der Papst und die Bischöfe sind, die da die Pflicht haben, nachzusehen, nicht blos, ob das christliche Volk, sondern auch, ob die Fürsten, die christlich sein sollen, das Gesetz, die Gebote Gottes halten. Wenn daher Urquhart den Nationen die Befugniß zugesteht, ja die Pflicht auferlegt, „das Völkerrecht (das ja eigentlich nichts anders ist als die Anwendung der zehn Gebote auf den Verkehr der Völker) festzuhalten, selbst gegen ihre Regierungen, und dies dadurch zu bekräftigen, daß sie ihre Herrscher zwingen, das Rechte und Gerechte zu thun", um wie viel mehr ist es dann Pflicht katholischer Bischöfe, einzeln und insgesammt die Rolle des Propheten Nathan und Johannes des Täufers, zu übernehmen und jenen, die damit umgehen, Hunderttausende in den Tod zu schicken, zuzurufen: Non occides, du sollst nicht tödten; non furaberis, du sollst fremdes Eigenthum, und wären es auch ganze Provinzen und Königreiche, nicht annexiren! Kein Wunder, daß es dann unsäglich wehe thut, wenn jene, die da reden sollten, schweigen und nicht blos schweigen, sondern auch das, was sie nicht gutheißen dürfen, lobsingen und mit

geweihten Glocken ausläuten lassen. Ich singe gerne ein Te Deum mit; wenn ich es aber singen soll als Dankeshymne, weil Unrecht glänzende Erfolge zuwege gebracht, dann meine ich immer, solch ein Te Deum müsse — Gott unendlich mehr, als mich — anekeln.

„Das ist auch, sagt der Bischof von Mainz in seiner Schrift: „Deutschland nach dem Kriege von 1866", eine beklagenswerthe Richtung der letzten drei Jahrhunderte, der Religion und den Dienern der Religion zuzumuthen, allen Gewaltthaten der Politik gewissermaßen eine religiöse Weihe zu geben. . . . Wie muß Gott in seiner ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit den Versuch verabscheuen, ihn gewissermaßen zum Mitschuldigen solcher Menschenthaten zu machen, die mit seinem ewigen Gesetze, mit seinem h. Gebote, mit seinem göttlichen Willen in Widerspruch stehen!"

Hier ist der Ort, eine Stelle aus jenem allezeit für Bischöfe mustergiltigen Briefe zu citiren, welchen der edle Erzbischof Fenelon einst an Ludwig XIV. gerichtet; sie lautet:

„Sire! Der Mann, der sich die Freiheit nimmt, diesen Brief an Sie zu richten, hat schlechterdings kein Interesse auf dieser Welt, das ihm die Hand führte. Nicht geheimer Widerwille, nicht verletzter Ehrgeiz, nicht unedler Drang, sich in Staatsgeschäfte zu mischen, konnte ihn zu diesem Schritte verleiten. Er liebt den König, er verehrt in ihm Gott, der ihm die Krone auf sein Haupt gesetzt.

„Wenn nun die Sprache eines muthigen, freien Mannes zu Ihnen spricht, so wundern Sie sich nicht; das ist eben der rechte Ton der Wahrheit, das ist der Beweis, daß sie, die Wahrheit, stark und frei, und Ihr Ohr ungewohnt ist, sie zu hören. Dem König aber die Wahrheit nicht zu sagen, heißt an ihm Hochverrath begehen. Daher ist Gott mein Zeuge: der Mann, der zu Ihnen spricht, thut es mit einem Herzen, das von Eifer, Ehrfurcht und liebevoller Theilnahme an Allem, was mit Ihrem Wohlsein zusammenhängt, erfüllt ist. . . . . .

„Ihre Einnahmen und Ausgaben haben sich ins Unendliche ver-

mehrt. Man hat Sie bis in den Himmel erhoben, weil Sie die Größe, die in Ihren Vorgängern zerstreut gewesen, in Ihrer Person vereinigt, das heißt, ganz Frankreich arm gemacht haben. . . .

„Man hat den königlichen Namen verhaßt und die ganze französische Nation ihren Nachbarn unerträglich gemacht. Es konnte kein Bundesgenosse es aushalten, weil man nur Sklaven wollte.

„Man hat blutige Kriege angefangen. So wurden Sie im Jahre 1672 von den Ministern verleitet, einen Krieg gegen Holland zu führen, um den königlichen Ruhm zu behaupten und die Holländer zu strafen für ein paar Spottreden, die ihnen der Verdruß ausgepreßt hatte, in den man sie selber hineinjagte dadurch, daß die Gesetze des Handels, welche Richelieu festgesetzt, willkürlich übertreten wurden.

„Ich habe mit Bedacht diesen Krieg besonders genannt, weil er die Quelle aller andern war, und weil er keinen Beweggrund, als den des Ruhmes und der Rache, für sich hatte, einen Beweggrund, der nie einem Kriege das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrücken kann. Daraus folgt aber, daß alle Erweiterungen der Grenzen, die ein Erwerb dieses Krieges sind, als ungerechte Eroberungen angesehen werden müssen.

„Ich weiß wohl, daß die erfolgten Friedensschlüsse die Ungerechtigkeit der Eroberung zu decken scheinen, weil sie Ihnen die genommenen Plätze eingeräumt haben. Aber ein Krieg, der in seinem Anfange ungerecht ist, wird durch ein glückliches Ende nimmer gerecht Die Friedensschlüsse, die der Ueberwundene unterschreibt, sind nicht von freiem Willen unterzeichnet. Man unterschreibt — das Messer am Halse, man unterschreibt wider Willen, und blos, um noch größere Verluste zu verhüten. Man unterzeichnet, wie man seine Börse hingibt, wenn es heißt: Gib oder stirb!

„Um also Ihre Eroberungen vor Gottes Auge zu untersuchen, müssen Sie bis zum Ursprung des holländischen Krieges zurückgehen.

„Es wäre unnütz zu sagen, gemachte Eroberungen seien für Ihre Staaten nothwendig. Nothwendig kann für mich nicht sein,

was ein Eigenthum des Andern ist. Wahrhaft nothwendig ist nur Eins. Und dies Eine heißt: Gerecht sein.

„Es läßt sich auch nicht einmal mit Grund sagen: Sie hätten das Recht, jene Plätze zu behaupten, weil sie zur bessern Sicherung Ihrer Grenzen dienen. Das Bedürfniß, die Grenze zu sichern, gibt Ihnen keinen Rechtsgrund, Ihrem Nachbar sein Land zu nehmen.

„Das möge hinreichen, um Sie zur Erkenntniß zu bringen, daß Ihre ganze Lebensbahn außer dem Gebiete der Gerechtigkeit und der Wahrheit umherirrte, — also auch außer der Grenzlinie des Evangeliums.

„So viele schreckliche Erschütterungen, durch die seit mehr als zwanzig Jahren ganz Europa verheert, so viel Blut, das wie Wasser vergossen, so viele Greuel, die verübt, so viele Provinzen, die verwüstet, so viele Städte und Dörfer, die in Asche verwandelt wurden, — sind weiter nichts als die unseligen Folgen des unseligen Krieges von 1672, den Sie blos aus Ruhmsucht begonnen haben, um die Zeitungsschreiber und Erfinder gewisser satyrischer Schaumünzen von Holland zu züchtigen.

„Untersuchen Sie, ohne sich selbst zu schmeicheln, in einem Kreise von rechtschaffenen Männern, ob Sie alle Ihre Eroberungen behalten dürfen, die Ihnen durch die Friedensschlüsse zugesprochen wurden, zu welchen Sie Ihre Feinde durch einen Krieg genöthigt haben, der gar keinen Grund für sich hatte, und Alles wider sich. . . .

„Sie wollen als gebietender Diktator der Welt die Bedingungen des Friedens vorschreiben, ohne jedoch dabei den Geist der Billigkeit und Mäßigung walten zu lassen. Diese Willkühr aber, die den Frieden erzwingt, trägt die Schuld, daß der Friede nicht dauern kann. Ihre Feinde, mit Schande niedergedrückt, sinnen nur darauf, wie sie sich wieder erheben können. Sie selber sind den Friedensbedingungen, die Sie doch selbst mit so viel Stolz diktirt haben, nicht treu geblieben; Sie haben mitten im Frieden den Krieg begonnen und ungeheure Eroberungen gemacht; Sie haben die berüchtigte Reunionskammer

errichtet, um zugleich Richter und Partei sein zu können. Das heißt doch wahrhaftig zur Gewaltthätigkeit der Ursurpation noch die Ungerechtigkeit der Beschimpfung und Verhöhnung hinzufügen.

„Ach Sire! Sie hätten sich den so gegründeten und friedlichen Ruhm, ein Vater Ihrer Unterthanen und ein Schiedsrichter Ihrer Nachbarn zu sein, erwerben können, und nun werden Sie als Feind Ihrer Nachbarn gehaßt, und laufen Gefahr, auch als ein grausamer Beherrscher in Ihrem eigenen Reiche gefürchtet zu werden. . .

„Sire! setzen Sie sich einen Augenblick an die Stelle der Alliirten, und erwägen Sie, wohin es führt, wenn man seinen Vortheil obenan, und die gute Sache der Gerechtigkeit und der öffentlichen Treue hintansetzt. Indessen, während Sie fremde Nationen bekriegen, lassen Sie Ihre eigenen Völker, die Sie wie Ihre eigenen Kinder lieben sollten, und die bisher mit einer Art von edler Leidenschaft an Ihrem Könige hingen, Hungers sterben. Statt von diesem armen Volke Geld zu erpressen, sollten Sie ihm Almosen und Nahrung reichen. Ganz Frankreich ist aber weiter nichts mehr als ein großes Spital, und dieses Spital ohne Arznei. Das Volk fordert Brod und murrt. . .

„Ich muß Alles sagen! das Volk, das ganz Liebe für Sie und Vertrauen auf Sie war, fängt an, Liebe und Vertrauen und Verehrung für Sie zu verlieren. Ihre Siege, Ihre Eroberungen sind kein Fest mehr für Ihr Volk; voll Erbitterung und Verzweiflung, wie es ist, kann es nicht mitfeiern, vielmehr zündet nach und nach in allen Theilen des Landes der Funke des Aufruhrs, und es verbreitet sich der fürchterliche Glaube: Der König fühlt kein Erbarmen mit unserm Elend, er liebt nur sein Ansehen und seinen Ruhm. Hätte der König, so sagt man sich offen heraus, hätte der König das Herz eines Vaters für sein Volk, so würde er seinen Ruhm dareinsetzen, seinen Kindern Brod zu schaffen, und sich nach so vielen drückenden Lasten,

unter denen sie lange genug gekeucht haben, wieder frei athmen zu lassen, statt daß er jetzt seinen Ruhm darin sucht, ein paar Grenzplätze zu behaupten, die einen neuen Krieg herbeiführen.

„Ach! dieser eitle Ruhm! er ist Ihnen lieber, als die Gerechtigkeit, als Ihre eigene Ruhe, als das Wohl Ihres Volkes, als Ihr ewiges Heil, das mit diesem sündhaften Ruhme unvereinbar ist.

„Sire! das ist der Zustand, in dem Sie sich befinden. Und diesen Zustand sehen Sie nicht; denn Sie leben wie Einer, der stets eine Decke vor den Augen trägt. . . Und doch werden Sie es noch sehen müssen, aber vielleicht zu spät.

„Schon lange schwebt der Arm der göttlichen Gerechtigkeit über Ihrem Haupte; nur weil der Richter auch Vater ist, zögert noch sein Schlag. Er hat Mitleid mit einem Fürsten, der sein ganzes Leben lang von Schmeichlern umlagert war; er weiß wohl, daß viele Ihrer Feinde in keiner freundlicheren Stimmung gegen Ihn selber sind. Der Heilige wird aber seine gerechte Sache von der Ihrigen, die es nicht ist, wohl zu sondern, wird Sie zu erniedrigen wissen, um Ihre Rückkehr zu ihm zu beschleunigen. Denn „Christ sein" das werden Sie nie, ehe Sie sich unter die Hand des Allerhöchsten demüthigen. . . .

„Ich weiß, daß die, welche die Sprache des christlichen Freimuthes sprechen, Gefahr laufen, die Gunst der Könige zu verlieren; aber sollte uns denn die Gunst der Könige lieber sein, als deren wahres Wohl?

„Ich weiß, daß das Wort, das vor dem Könige ertönt, daß der Eifer für seine Ehre, die Sanftmuth und den Respekt nicht verläugnen dürfen; aber ich weiß auch: man möge es machen, wie man wolle, am Ende muß man Ihnen doch die Wahrheit sagen.

„Wehe darum denen, die Ihnen die Wahrheit nicht sagen, wehe Ihnen selber, wenn Sie nicht werth sind, sie zu hören!"

Man muß gestehen, Fenelon hat in diesem Briefe das richtige Verhalten eines katholischen Bischofes getroffen.

Nun meinen aber Viele, und vielleicht mit Recht, schon im Jahr 1866 hätten die Bischöfe jenes deutschen Landes, dessen Politik ganz im Geleise läuft, in welcher die jenes Königs hingefahren ist, mit dem Fenelon ein so ernstes Manneswort geredet, — die schönste Gelegenheit, vielleicht sogar die Pflicht gehabt, ähnliche Briefe zu schreiben. So meinte wenigstens damals eine Stimme aus Oesterreich in den „Historisch-politischen Blättern", welche kurz vor Ausbruch des Krieges schrieb: „Wie kann man von dem Standpunkte der Sittlichkeit, nicht blos des Christenthums, wie aber vor allem vom Standpunkte des Christenthums den Judaspakt mit Italien vertreten? Ist es aus mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit in Deutschland und darf dieselbe Regierung, welche über 7 bis 8 Millionen Katholiken gebietet, diese zu einem Kampfe bringen, welcher den Sieg des scheußlichsten Radikalismus, den Umsturz des Christenthums, den Triumph des Meuchelmordes in Italien zur nothwendigen Folge haben muß, wenn er gelingt? Und gelingen soll er doch wohl! Hier ist der Moment eingetreten, wo unserer Ueberzeugung nach der Katholik zu sagen hat: An diesem Kampfe darf ich mich nicht betheiligen; wo die katholischen Bischöfe den Mund zu öffnen haben, wo ein Diepenbrock, ein Geissel unstreitig als die Hirten ihrer Heerden einzutreten sich gezwungen gesehen und nichts so gefürchtet hätten, als es möge einst der Spruch über sie kommen: Vae mihi, quia tacui!" *)

Daher haben denn, als man dazumal nirgendwo von solchem Briefe eines deutschen Bischof's etwas zu lesen oder zu hören bekam, die Christenleute keineswegs vergessen, was die Bischöfe eines gewissen Landes hätten thun sollen, sondern sie stimmten bislang mit dem überein, der noch voriges Jahr in eben denselben Blättern mit allem Freimuthe über jene so ungern vermißte Briefe also schrieb: „Das

---

*) 57. B. S. 1011. Jahrg. 1866.

Staatsmonopol der Schule in Preußen schneidet die Möglichkeit einer erheblichen Ausbreitung der katholischen Kirche ab. Noch größer aber ist der Nachtheil, welchen dieses Monopol und die Staatsidee Preußens, die eben im Grunde nichts anders ist als der Cäsaropapismus, überhaupt der Kirche bringt, durch die Rückwirkung auf die Katholiken selbst. Es durfte angenommen werden und ist von vielen geglaubt worden, daß der Zuwachs von Millionen Katholiken zu dem Hohenzollernstaate im Anfang dieses Jahrhunderts, weil dieselben nicht kirchlich dem gebornen Oberbischof seiner Landeskirche unterstanden, wenn nicht lähmend, so doch modificirend einwirken würde auf die preußische Staatsidee — in ihrer Richtung nach innen und außen. Der Erfolg hat diese Annahme nicht bewahrheitet. Es kann nicht gesagt werden, daß die Katholiken Westfalens dem Rufe zu dem Rechtsbruche des Bruderkrieges von 1866 ebenso willig gefolgt sind, wie diejenigen Protestanten, denen in Preußen des Königs Gebote über Gottes Gebote gehen. Aber sie sind gefolgt. Die geistlichen Hirten, die Bischöfe der Katholiken in Preußen, haben geschwiegen. Sie kannten damals, im Anfange, nicht den Vertrag vom 8. April 1866 des preußischen Königs mit dem italienischen, kraft dessen diese beiden sich zum Angriffskriege verpflichten bis dahin, daß sie ihre Nachbarländer erobert hätten. Aber sie wußten, was jedes Kind in Deutschland wußte, daß nur der preußische König den Krieg wollte, und sie — schwiegen." *)

So wäre denn der Standpunkt, worauf sich ein Katholik zur Beurtheilung eines Krieges und seiner „glorreichen" Erfolge zu stellen hat, klar gestellt, wenigstens klar genug, daß Jeder, der keine andere Rücksicht kennt als jene auf sein Gewissen und die Vorschriften der christlichen Religion, es mit leichter Mühe herausfinden kann wo er mit einem Kriege und seinen Siegen und seiner Beute daran ist.

Am Tage vor der Abstimmung über die Versailler Verträge, wodurch Bayern in den Nordbund unterkroch, trat ein Abgeordneter,

---

*) B. 65. S. 905. Jahrg. 1870.

der katholischer Stadtpfarrer ist, aus der Kammer. Als Grund gab er Anfangs an, daß er einem doppelten Hochdrucke von weltlicher und geistlicher Seite aus dem Wege gehen wolle. Man konnte das loben und tadeln; doch fiel der Tadel, den man aussprach, mehr auf jene nach Oben, die drückten, als auf den nach Unten, der gedrückt wurde oder gedrückt werden sollte. Am 16. Januar kam jedoch von dem Ausgetretenen noch eine Erklärung, und darin erklärte er, daß er früher, sich auf den Militärstandtpunkt stellend, zur Annahme der Verträge, (die ebenfalls eine glorreiche Folge des deutsch-französischen Krieges sind), hinneigte, daß aber „die trefflichen Ausführungen des Referats (von Dr. Jörg) und der Verlauf der Kammerdebatten ihn zur ursprünglichen Ueberzeugung zurückgeführt hätten, daß diese Verträge im Interesse der Krone und des Landes abzulehnen seien."

Ein preußisch gesinntes Blatt in Würtemberg sagte dazu: „Dieser Herr (es nennt ihn mit Namen, den Stadtpfarrer von St. Peter in München) ist bekanntlich ein sehr feiner Mann; er hat Mittel und Wege gefunden, der Abstimmung zu entgehen, und seine nachträgliche Erklärung wird bei seinen Wählern, deren übrige Vertreter mit Nein stimmten, doch seine Wirkung thun." Und ein demokratisches Blatt desselben Landes fügt diesen Worten bei: „Wenn diesem Herrn nicht in Folge des königlichen Handschreibens seine constitutionellen Skrupel gekommen und wenn dieser und jener nicht im letzten Augenblick zu der Mehrheit übergetreten wäre, dann wären die Verträge verworfen worden; allein „der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht!"

Ich will nun nicht sagen, daß man nicht habe ohne Gewissensverletzung in der bayrischen Kammer für die Verträge stimmen können, wenn man sich nicht sonstwie durch Ehrenwort oder Programm seinen Auftraggebern und Wählern verpflichtet hatte, dagegen zu stimmen. Für einen katholischen Pfarrer, der blos die kirchlichen Interessen in's Auge fassen wollte, mochte es sogar mehr als einen Grund geben, Ja zu sagen. Aber von allen Standpunkten, die manche Leute in unsrer

modernen Zeit in großer Auswahl auf Lager haben, sollte denn doch der Militärstandpunkt der letzte sein, auf den sich ein Katholik, sei er Priester oder Laie, stellt, um über einen Krieg und seine Folgen zu urtheilen und abzustimmen, Ja oder Nein zu sagen: besser, sicherer und pflichtgemäßer für einen Katholiken halten wir den Standpunkt, den wir im Vorausgehenden besprochen, den Standpunkt der Gerechtigkeit und christlichen Liebe. Mögen darum alle Katholiken immer, namentlich aber, wenn es sich um Beurtheilung eines Krieges und seiner Erfolge handelt, sich auf diesen Standpunkt stellen.

Dieser Standpunkt aber, welchen wir zur Beurtheilung eines Krieges von den Katholiken als einzig richtig und annehmbar anerkannt wissen möchten, ist freilich, wie das Kreuz von jeher, allen Juden ein Aergerniß und allen Heiden eine Thorheit. Unsere Kammerredner, Professoren, Advokaten, Fabrikherren, Geldmänner, Aktienbesitzer, Nationalliberalen und was sonst noch auf zeitgemäße Bildung Anspruch macht, finden es nicht blos lächerlich und unbegreiflich, sondern auch hochverrätherisch, noch andere Rücksichten zu hegen, als dem oder jenem Bundes- oder Reichskanzler belieben. Darum dürfte es zur besseren Charakterisirung von Zeit und Leuten gerathen sein, auch ein Kapitel zu schreiben

II. Von dem Standpunkt,

den der Katholik nach der Liebhaberei unserer Zeit für sein Urtheil und Verhalten in den modernen Kriegen einnehmen soll.

Es wird nach und nach immer schwieriger für einen wahren Katholiken, mit Anstand, oder besser gesagt, ohne Anstoß in dieser Welt zu leben: um das einigermaßen zu können müßte er loben, was die amtlichen und nichtamtlichen Meinungsmacher dieser Zeit loben, und müßte verfluchen,

was diese verfluchen und müßte für wahr halten, was diese zu glauben vorstellen, und müßte als erlaubt und recht anerkennen, was sie zu thun empfehlen und vorschreiben. Ein gewissenhafter Katholik kann das aber nicht. Daher ist es, wie gesagt, jetzt schwierig für einen Katholiken, in dieser Zeit katholisch zu leben. Aber von jeher gilt es ja als ein charakteristisches Merkmal eines echten Katholiken, oder wie die Gegner ihn geläufiger nennen, eines Ultramontanen, daß er, wo es die Ehre seiner Religion und Kirche gilt, den Schwierigkeiten die Stirne bietet, und das auch dann noch, wenn die Schwierigkeiten so gewaltig werden, daß der Katholik sie nur bewältigt, wenn er sein Blut und Leben daransetzt und stirbt: „Wenn wir den Menschen gerne gehorchen, schrieb im Jahr 1849 der Kardinal Diepenbrock in einem Hirtenbrief, weil es Gottes Wille ist, so hört der Gehorsam von selber auf, sobald das Gebot der Menschen wider Gottes Willen ist. In solchem Falle würden wir ruhig, fest und offen den Gesetzgebern und Machthabern sagen: das ist uns nicht erlaubt. Wir achten Eure Gewalt und gehorchen ihr willig in allen irdischen Dingen, aber das Heilige, das Himmlische, was uns anvertraut ist, unterwerfen wir ihr nicht. Thuet was ihr Eures Amtes erachtet, wir wissen zu leiden, zu beten und wenn's sein muß, zu sterben." Das ist die Sprache aller wahren Katholiken schon seit achtzehnhundert Jahren, und unsre Millionen Blutzeugen sind der unumstößliche Beweis, daß hinter dieser Sprache immer auch die entsprechende That stand. Daher wird sich ein entschiedener Katholik niemals lange besinnen, wenn es gilt, die Zumuthung abweisen, sich auf einen andern Standpunkt bezüglich des Urtheilens und Verhaltens zu stellen, als der alte, bewährte, mit Christenblut geweihte, katholische Standpunkt ist.

Ein solcher Standpunkt aber, von demjenigen der Katholiken nicht blos verschieden, sondern ihm vollständig entgegengesetzt, ist der, den uns die moderne Zeit zur Regelung unsers Verhaltens im Kriege ansinnt, meines Erachtens der schlechteste, erbärmlichste Standpunkt, auf den sich Menschen mit Wissen und Willen stellen können. Betrachten

wir diesen Standpunkt ein wenig genauer und lernen wir den Baum an seinen Früchten kennen.

Vor Allem ist hier zu erinnern an die ungeheure, „sittliche Entrüstung," die seit Beginn des deutsch-französischen Krieges das ganze Germanenthum von Oben, bei den Fürsten angefangen, bis hinunter in die Hefe des Pöbels durchzog und Alle, Alle von Oben bis Unten in einen fast dreiviertel Jahre lang andauernden gewaltigen — Zorn versetzte, zuerst ob des „frevelhaft heraufbeschworenen Krieges", den die Franzosen ohne allen Grund angefangen, dann ob „der unmenschlichen Greuel der verkommenen französischen Nation", die sie sich an den deutschen Verwundeten durch „Augenausstechen, Nasenabschneiden Hautabziehen" und was dergleichen französische Verthierung noch zu ersinnen vermochte, zu Schulden kommen ließ, endlich ob des „hartnäckigen Widerstandes", den das „sittlich entnervte" französische Volk in Waffen geleistet, um sich ihres Herdes zu erwehren und den harten Frieden sich nicht gleich auf alle Bedingungen hin diktiren zu lassen. Wenn aber diese „sittliche Entrüstung" für jeden Germanen Pflicht war, wie man vorgab, dann muß der Verfasser hier offen einbekennen, daß er diese „Pflicht" vollständig versäumt hat, denn er blieb „kühl bis an's Herz hinan." Und warum so kühl, wo so viele Tausende so heiß gewesen? — Aus gar mannigfachen Gründen. Für's Erste ist es noch lange nicht aufgeklärt, wer denn eigentlich diesen schrecklichen Krieg „heraufbeschworen". Es wurden hüben und drüben „Enthüllungen" gemacht, über deren sittlichen Werth man allerdings Ursache hatte, sich zu entrüsten. Aber gerade diese Enthüllungen legen den Argwohn nahe, daß noch Manches zu enthüllen bleibt. Man wird also übel oder wohl sein Urtheil, wer denn eigentlich der Missethäter, der diesen schrecklichen Krieg so „frevelhaft heraufbeschworen", gewesen ist, suspendiren müssen, bis noch einiges Andere enthüllt sein dürfte. Denn man kann doch, wie schon oben gesagt, Montesquieu nicht so ganz Unrecht geben, wenn er sagt: „Nicht jener ist für den Krieg verantwortlich, der ihn ankündigt, sondern der, welcher ihn nothwendig macht." Da

meinte nun aber schon beim Beginn dieses Krieges der Verfasser der „Zeitläufe" in den „historisch-politischen Blättern": „Es ist keine Frage und es muß um der Wahrheit willen gesagt werden: wollte Preußen den Krieg nicht, so mußte es beflissen sein, das bereits auf die bedenklichsten Proben gestellte Ehrgefühl der französischen Nation endlich einmal schonend zu behandeln. Nur so war der Weltfriede wenigstens noch zu fristen. Preußen hatte seit dem Prager Frieden dem geheimen Colloquenten von Biarritz Trotz über Trotz geboten. Die Bestimmungen des genannten Vertrages zu Gunsten Dänemarks wurden nicht erfüllt; nach Mainz und Rastatt kamen preußische Garnisonen; in Karlsruhe fungirte ein preußischer General als Kriegsminister zum sichtbaren Zeichen der preußischen Oberherrlichkeit in Baden; die Militärhoheit der anderen süddeutschen Staaten war vertragsmäßig mit Beschlag belegt. Das Alles konnte die französische Regierung in den Augen der Franzosen zur Noth noch mit der Ausrede decken, es seien das eben die innern Angelegenheiten der deutschen Nation und in die habe sich Niemand zu mischen. Selbst die Subventionirung der Gotthardbahn, die der Bundeskanzler im Orakeltone als eine Sache von besonderer politischer Bedeutung dem norddeutschen Reichstage empfahl, vermochte nur vorübergehend den französischen Himmel zu umwölken, obwohl Preußen vor Kurzem höchst aufgeregt gethan hatte bei dem Gedanken, daß eine belgische Hauptbahn in die Hände einer französischen Gesellschaft kommen könnte. Da wurde plötzlich das Geheimniß der spanischen Candidatur des Prinzen von Hohenzollern entdeckt, und das schlug dem Fasse den Boden aus. Der Imperator konnte nun nicht mehr die Ausrede gebrauchen lassen, es handle sich hier um einheimische und innere Angelegenheiten Deutschlands." *)

Aber auch andere deutsche Blätter, die sich einige Unabhängigkeit bewahrt, haben den Missethäter dieses „frevelhaft heraufbeschwornen

*) B. 66. S. 242. Jahrg. 1870.

Krieges" nicht, wenigstens nicht ausschließlich in Frankreich gesucht. Wenn wir, schrieb die süddeutsche Post aus München am 14. Juli, uns aber fragen, wer der provocirende Theil in diesem Falle ist, so müssen wir unbedingt zur Antwort geben: Preußen. Abgesehen davon, daß das ganze Manöver überhaupt gegen Frankreich gerichtet war (die Hohenzollerncandidatur,) indem man Spanien gegen Frankreich zu benützen gedachte, wie man 1866 Italien gegen Oesterreich benützte, verstieß die Heimlichkeit, mit welcher man preußischer Seits diese spanische Candidatur betrieb, und im Gefühle seines Unrechts wohl betreiben mußte, gegen allen diplomatischen Brauch. Das mußte die Napoleonische Empfindlichkeit, die seit Sadowa von Preußen viel auszustehen hatte, wach rufen, das mußte endlich das Feuer entzünden, mit dem Bismark lange genug gespielt hatte."

Der Stuttgarter „Beobachter" gab damals den Wortlaut der von Ems aus in die Welt geschickten Depesche, daß der König von Preußen den französischen Botschafter abgewiesen habe, und knüpft daran die Bemerkung, dieser Wortlaut sei tendenziös auf die Stimmung, namentlich in Süddeutschland berechnet. „Preußen soll immer unschuldiger, Frankreich immer schuldiger werden, der alte abgenützte Kunstgriff, den von jeher jeder Gegner wider den andern gebraucht, der aber hüben wie drüben beim Volke diesmal nicht verfangen will. Das Volk, das eigentliche Volk will den Frieden. . . Wir warnen das Volk, wir warnen unsere Parteigenossen, sich unter dem ersten Eindruck der unheimlichen Nachricht (von der angeblichen Kriegserklärung) durch das tendenziöse Geschrei und Gehetz nicht hinreißen zu lassen. Wir warnen und erinnern an die Machenschaften vor und nach dem Bruderkrieg von 1866, dem blutigen Vorläufer des Völkerkriegs. Was wurde damals von preußischer Seite gehetzt und gefälscht, gelogen und geläugnet bis hinaus auf die Existenz der heute noch so verhängnißvollen Verträge."

Die „Pfälzer Zeitung" schrieb am 18. Juli: „Eines ist sicher: Ohne die Politik von 1866 hätten wir noch den Frieden, und

die Völker könnten ruhig bei einander leben, ohne sich jetzt die Hälse zu brechen und selbst nicht recht zu wissen warum." Und die „Frankfurter Zeitung" fügte bei: „Wir erkennen in dem Zusammenstoß der beiden Militärmächte ein organisches, unausweisliches Ergebniß des Zustandes, der im Jahre 1866 wahrlich nicht zum Heile des deutschen Volkes geschaffen wurde."

Ja, selbst die „Augsburger Postzeitung", die es trefflich versteht, den Mantel nach dem jeweiligen Winde zu hängen, konnte beim Ausbruch des Krieges noch nicht glauben, daß Preußen an dem Conflikte so schuldlos sei, als es sich stelle. Sie schrieb: „Der einfachste politische Verstand muß einsehen, daß jede Großmacht, welche ganz plötzlich und nach geheimen Abmachungen mit der Candidatur eines Angehörigen ihres Dynastengeschlechts für einen nicht unbedeutenden Thron hervortritt, ein Attentat auf das bestehende politische Gleichgewicht verübt, und dadurch zwar verhüllt und schleichend, wohl aber um so intensiver provocirend gegen diejenige der übrigen Großmächte auftritt, deren Interessen hiedurch am unmittelbarsten gefährdet werden. Preußen mußte wissen — die Heimlichkeit und Hast, mit welcher der König des Gottesgnadenthums die spanische Krone für einen Prinzen seines Hauses vorerst aus den blutig schmutzigen Händen eines spanischen Meuterer-Generals entgegennimmt, sprechen unwiderleglich dafür — welchen Einfluß die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern für einen im Rücken Frankreichs gelegenen Thron auf Frankreich üben werde und deßhalb ist es für die Urheberschaft der jetzigen politischen Verwicklungen verantwortlich. Die Sprache, welche die preußischen officiösen Organe gegenüber der Haltung Frankreichs führen, erinnert lebhaft an die unqualificirbaren Verdrehungen, zu welchen dieselben vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten von 1866 gegenüber Oesterreich und Sachsen sich erdreistet. Es gehört geradezu eine blinde Verehrung für die preußische Machtvergrößerungspolitik dazu, um für die gegenwärtige Situation eine Auslegung bei den Haaren herbeizuziehen, als ob Frankreich ganz unprovocirt einen

Anlaß zur kriegerischen Erwerbung der Rheingrenze suche."

Wenn wir daher, nicht schon jetzt in Preußen den Urheber des „so frevelhaft heraufbeschworenen Krieges", trotz der „sittlichen Entrüstung" aller preußischgesinnten Blätter, entdeckt und erkannt haben wollen, so müssen wir noch abwarten, bis vielleicht irgend ein günstiger Zufall die noch rückständige Enthüllung macht, wer denn eigentlich den Sturz der spanischen Königin herbeigeführt, ich will sagen, den spanischen Meuterer-Generalen das Geld gegeben, um die spanische Revolution zu machen, damit überhaupt eine Hohenzollerncandidatur möglich geworden. Es ist, wie vielleicht noch mancher sich erinnert, damals ein verdächtiges Gemunkel in einigen deutschen Blättern gegangen und hat man den moralischen Urheber und Beförderer der spanischen Revolution — in Berlin suchen zu müssen geglaubt. Dazu bringt nun noch der Stuttgarter „Beobachter" vom 9. Februar 1871, wo bereits das deutsche „Kaiserreich" einige Wochen ausgerufen ist und man daran ging, in Frankreich Frieden zu schließen, unter der Ueberschrift „Enthüllungen" folgende Dinge:

Brief eines Staatmannes.

Die „Independance" theilt eine kurze, telegraphisch bereits signalisirte Notiz aus der Feder des Herrn Drouin des Lhuys mit, aus der, wenn es überhaupt noch des Nachweises bedürfte, bis zur äußersten Evidenz hervorgeht, daß die hohenzollern'sche Thron-Candidatur für das Kaiserreich (Frankreich) kein unerwarteter Zwischenfall, sondern ein absichtlich gehegter und auf die Tagesordnung gebrachter Vorwand zum Krieg gewesen ist.*) Die bewußte Notiz ist datirt vom 17. November 1869, und lautet:

*) Ein „absichtlich gehegter Vorwand zum Kriege" von Seite Frankreichs scheint jene Throncandidatur doch nicht gewesen zu sein. Denn in dem Rundschreiben, das der Minister des Aeußern, Graf von Gramont, am 24. Juli 1870 erließ, wird ausdrücklich gesagt, daß schon unter dem 31. März

„Sire! Ich habe die Ehre, Eurer Majestät einen vertraulichen Brief und zwei Dokumente zu unterbreiten, welche verschiedene Candidaturen auf den Thron Spaniens behandeln. Der Autor verlangt „irgend einen" majorennen und fähigen Fürsten; aber in Wahrheit ist es der Prinz Leopold von Hohenzollern, der den Vorzug zu haben scheint. Der Kaiser wird vielleicht für nützlich halten, sich über die Schriftstücke Rechenschaft abzulegen. Empfangen Sie u. s. w. Drouin de Lhuys. Darauf folgt:

Ein alter Zeitungsartikel,

der ebenfalls in diese Kategorie der Enthüllungen gehört. Er steht in Nr. 275 des „Beobachter" vom 25. November 1868 und lautet

---

1869 der französische Gesandte Benedetti an den damaligen Minister des Aeußern, Marquis de Lavalette, eine Depesche gerichtet hat, worin derselbe sagt: „Berlin, 31. März 1869. Herr Marquis! Ew. Excellenz hat mich gestern telegraphisch aufgefordert, mich darüber zu versichern, ob die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern auf den spanischen Thron einen ernstlichen Charakter hätte. Ich habe heute früh Gelegenheit gehabt, H. von Thile zu sehen, und glaubte ihn fragen zu können, ob ich den hierüber in Umlauf gesetzten Gerüchten einige Bedeutung beimessen sollte. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich Werth darauf legte, genau unterrichtet zu sein, indem ich ihm bemerklich machte, daß eine solche Eventualität die kaiserliche Regierung zu unmittelbar interessirte, als daß es nicht meine Pflicht wäre, die Gefahr derselben zu melden, sobald nur Gründe vorlägen, welche an die Möglichkeit ihrer Verwirklichung glauben ließen. Ich sagte ihm auch, daß ich die Absicht hätte, Ihnen über unsere Unterredung zu berichten. Herr von Thile gab mir die ausdrücklichste Versicherung, daß er keinen Augenblick Kenntniß von irgend einem Anzeichen gehabt habe, welches zu einer solchen Vermuthung berechtigen könnte. Indem er so sprach, glaubte er, ohne daß ihn etwas in meinen Bemerkungen zu einer solchen Kundgebung herausfordern konnte, sogar sein Ehrenwort engagiren zu sollen. . . Dies ist im wesentlichen Alles, was mir Herr von Thile gesagt hat, wobei er wiederholt auf seine erste Erklärung zurückkam, daß von den Hohenzollern für die Krone von Spanien nicht die Rede gewesen sei, und nicht die Rede sein könne. Benedetti." Laut dieses Aktenstücks wird man nicht sagen können, daß „die Hohenzollern-Candidatur ein von Frankreich absichtlich gehegter Vorwand zum Kriege" gewesen sei. Vielmehr trifft dieser Vorwurf in seiner ganzen Schwere — Preußen, dessen Unterstaatssekretär sich mit seinem Ehrenwort 1869 engagirt hatte, daß von der Hohenzollern-Candidatur keine Rede sein könne, die denn doch ein Jahr darauf wieder aufgenommen wurde. Es erklärt dies auch, warum Frankreich darauf bestehen zu müssen glaubte, daß der König von Preußen

wörtlich: In „Spanien scheint in der That eine hohenzoller'sche Candidatur aufzutauchen. Abenteuerlich genug klingt es, wenn man der „Neuen freien Presse" von der Ablehnung des Königs von Portugal schreibt und hinzufügt: Aber wie das schon ist, daß man, selbst Ehrenstellen ausschlagend, sich gegen die Antragsteller gerne höflich erweist, so möchte auch Dom Fernando der provisorischen Regierung gern gefällig sein und ihr zu einem König verhelfen, wahrscheinlich — wie ich den liebenswürdigen Fürsten im Verdacht habe — um schon selbst endlich zur Ruhe zu kommen. Und so ist denn derzeit ein nagelneuer Candidat auf dem diplomatischen Präsentirteller der spanischen Nation — Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen.

---

dem Prinzen von Hohenzollern für alle Zukunft die Annahme der spanischen Krone untersagen solle.

Es wird vielfach behauptet, schreibt die „Pfälzer Zeitung" unterm 14. Juli 1870, Frankreich wolle unter allen Umständen den Krieg und die spanisch-hohenzollern'sche Angelegenheit habe blos den Vorwand dafür zu liefern. Davon sind wir aber noch nicht völlig überzeugt, denn, wie auch sogar schon die „Kölnische Zeitung" bemerkt hat, wenn es Frankreich wirklich um einen Anlaß zum Kriege zu thun wäre, so könnte es nach ganz anderen Dingen greifen. Die Abstimmung in Nordschleswig, welche Frankreich zu Gefallen bei dem Prager Frieden in Aussicht genommen wurde, ist noch nicht erfolgt und Preußen scheint auch gar keine Lust hiefür zu haben, weil alsdann die Abtretung eines guten Theiles in sicherer Aussicht stände. Ebenso kann nicht geläugnet werden, daß durch die geheimen August-Verträge mit den süddeutschen Staaten eine wesentliche Bestimmung des Prager Friedens in Frage gestellt worden ist. Solche Dinge würden aber andere Handhaben für eine Kriegsdrohung bieten, als der Streit, ob in Spanien ein Hohenzoller den Thron besteigen soll oder nicht. Von dem Aufgreifen einer dieser Fragen war jedoch bisher noch nicht die Sprache und der Minister Ollivier hat ausdrücklich jeden Gedanken daran in Abrede gestellt. Unsrer Ansicht nach wird sich darum Frankreich mit einer Erklärung des Königs von Preußen begnügen, daß niemals ein Glied des preußischen Hauses in Spanien König werde. Daß Frankreich aber dieses forbert, kann man ihm zuletzt nicht übel nehmen; denn keinem Staat kann es gleichgiltig sein, wer in seinem Nachbarlande regiert. Was würde Preußen sagen, wenn in Holland, das die Rheinmündungen beherrscht, ein Napoleonide auf den Thron käme, oder wenn das Königreich Polen mit einem Murat sich bildete? Gewiß würde man mit argwöhnischem Blicke solche Vorgänge betrachten und sicher würde man Alles thun, um ein solches Beginnen zu hintertreiben. Ein Frankreich abgeneigter Fürst auf dem spanischen Throne, könnte jenem ganz leicht in einer Menge von Fragen unbequem werden.

Und es ist keine Sage, wie etwa Prinz Adalbert von Bayern, Philipp von Würtemberg, und wie die hohen Herren alle heißen, denen vom „Gaulois" oder sonst einer französischen Zeitung, die Kronen zu vergeben hat, die spanische angetragen worden. Die Candidatur des Hohenzollernprinzen existirt, und sie wird von heute an — Sie werden sich dessen erinnern — immer größeren und größeren Schatten werfen, bis das Ereigniß in officieller Größe vor dem Gesicht aller Welt dastehen wird — wenn es Frankreich nicht gelingen sollte, den Schatten zu verkleinern. Sie hat bereits — wie man hier erzählt — nicht geringen Schrecken in den Tuilerien hervorgerufen, die aus dem Dunkel der spanischen Candidaturen plötzlich heraustretende Gestalt des preußischen Prinzen als spanischer König costümirt, denn diese Candidatur ist eben so ernst, als die einmal früher genannte des Prinzen Friedrich Karl Spaß war, und sie wird auch von den Monarchisten der provisorischen Regierung und den ihnen nahestehenden Kreisen sehr ernst und ziemlich beifällig aufgenommen. Prinz Leopold ist von Dom Fernando vorgeschlagen, von England empfohlen und von Preußen — wie soll ich nur sagen? sagen wir: „befürwortet." Eigens dieser „Befürwortung" wegen ist gestern plötzlich der preußische Gesandte, Freiherr von Kanitz, dessen Wiederankunft hier erst für die Zeit des befestigten Gouvernements festgesetzt war, hier angelangt. Nun wird die „Befürwortung" losgehen! Man weiß wie kunstvoll und energisch zugleich Preußen solche Dinge zu betreiben pflegt. Ueberdies wird der Stand diesmal im Lande selbst, soweit das von einem Monarchen überhaupt etwas wissen will, für Preußen nicht schwer sein, der Prinz ist vor Allem Schwiegersohn des Königs Dom Fernando, ist katholisch, jung und in vielen Stücken, zu seinem Vortheile, ein Gegensatz zu seinem Bruder, dem liebenswürdigen „Rumänenfürsten" Carlos von „Bratiano's Gnaden." Wenn es überhaupt dazu kommt, so wird Prinz Leopold als König von Spanien wahrscheinlich einen andern Einzug halten, als sein Bruder, der Rumänenfürst, seiner

Zeit gehalten hat, auf welchen Einzug man mit einiger Abänderung das alte Lied singen könnte:

Jüngst bin ich verwichen
Zum Thron hingeschlichen u. s. w.

Wenn es überhaupt dazu kommt! Das ist schon bei allen spanischen Dingen (hier gibt es nur spanische Dinge) der Refrain, und erst bei dieser Königswerbung!" — So schon der Stuttgarter „Beobachter" nach der Berliner „Zukunft" am 25. November 1868.

Es erscheint also schon jetzt, nach diesen ganz gewiß unvollständigen Enthüllungen, der „so frevelhaft gegen Deutschland oder vielmehr — gegen Preußen französischerseits heraufbeschworene Krieg" in einem ganz andern Lichte: wenn Preußen, so glauben wir wenigstens, nicht gerade jener tückische Wolf in der Fabel ist, der das Lamm unten anschuldigt, es habe ihm das Wasser trüb gemacht, so ist dasselbe doch sicherlich auch dieses unschuldige Lamm nicht, das dem Wolfe entgegen kam: mit Nichten ist es so, wie du vorgibst, da das trübe Wasser nicht von mir hier unten zu dir hinauf, sondern von dir oben zu mir herabfließt!

Dabei ist noch eins zu erwägen. Nehmen wir an, über Preußen käme heute oder morgen ein rothes Jahr 1848 und die Berliner Eckensteher nöthigten den König von Preußen und jetzigen „Kaiser von Deutschland", gleich der Königin von Spanien, das Weite zu suchen. Ist doch Alles möglich auf der Welt und derlei Dinge schon öfter dagewesen Was würde er dann wohl in irgend einem „Hietzing", wo er auf die baldige Möglichkeit seiner Rückkehr wartete, dazu sagen, wenn die Berliner Revolutionäre irgend einem ausländischen Prinzen oder Schwiegersohn eines fremden Königs seine Krone anbieten würden und dieser, über seine Thronansprüche als des rechtmäßigen preußischen Königs „von Gottes Gnaden" sich hinwegsetzend, die angebotene Krone aus den Händen dieser Revolutionäre anzunehmen sich ebenso bereit erklärte, als der Prinz Leopold von Hohenzollern, gewiß mit Wissen und Willen des preußischen Königs, sich voriges

Jahr bereit erklärte, die spanische Königskrone, die man einer rechtmäßigen Fürstin vom Haupte nahm, „aus der blutig schmutzigen Hand eines Meuterer-Generals", um eine passende Bezeichnung des Herrn Dr Jörg's zu gebrauchen, anzunehmen? Es wäre gewiß interessant, zu wissen, was der König von Preußen zu solchem Prinzen und seinem Vorhaben sagte. Jedenfalls dürfen wir sicher sein, daß er, der verbannte rechtmäßige König, wenn wegen der Aufnahme seiner Krone durch einen fremden Prinzen auch noch ein schrecklicher Krieg entstehen sollte, den irgend ein königlicher Protektor, des Kronprätendenten mit Hinopferung von Hunderttausenden seiner Unterthanen deßhalb aufnehmen müßte, weil er demselben nicht die Annahme der preußischen Krone verbieten wollte, — die ganze Geschichte, das Vorhaben des Throncandidaten und das Vorhaben des königlichen Protektors und vor Allem den Krieg, gelinde gesagt, mißbilligen würde. Nun dürfte man doch hoffentlich in Berlin auch noch von jenem Grundsatz des Naturrechts, der ja auch wörtlich im Evangelium steht, Kenntniß haben: „Und wie ihr wollt, daß euch die Leute thun, so sollt auch ihr ihnen thun", oder negativ ausgedrückt, wie ihr wollt, daß euch die Leute nicht thun, so thut auch ihnen nicht; denn was für den König von Preußen billig ist, ist doch auch für die Königin von Spanien recht!

Bei solcher Erwägung der Dinge ist es daher auch kein Wunder, wenn nicht blos der bayrische Demokrat Kolb, sondern noch viele, viele andere Leute im deutschen „Kaiserreich" meinen, es wäre Pflicht gewesen, dem „so frevelhaft heraufbeschworenen Kriege" durch Untersagung der Annahme des spanischen Thrones vorzubeugen und Hunderttausenden eigener und fremder Landeskinder Leben, Gesundheit und Vermögen zu erhalten.

Der Verfasser konnte ferner nicht einmal Theil nehmen an der „sittlichen Entrüstung", in welcher unsre modernen Germanen geradezu das Ungeheuerlichste geleistet — ob der „unmenschlichen Greuelthaten," welche die Franzosen an den deutschen Verwundeten verübt. Und warum auch da wieder so kühl? — Ei, schon gleich anfangs wurde

ruchbar, in dem gleichen Eisenbahn-Coupé, worin der Graf Bismark in Frankreich hineinfuhr, sei auch der bekannte Jude und Zollparlamentsabgeordneter Bamberger mitgefahren und dieser Jude, der, nach einer Bemerkung Jörg's gelegentlich der ersten Tagung des Zollparlaments, in seiner körperlichen Erscheinung von einer abstoßenden Häßlichkeit wie sie selten vorkommt, wie von der Tarantel gestochen jedesmal auffährt, wenn nur der Name „süddeutsch" genannt wird, und nur „Deutsche" kennen will, obwohl man bei seinem Anblick auf die Vermuthung kommen könnte, daß er selber vom Deutschen nichts als den Namen habe, — dieser Jude habe um dieselbe Zeit die infernale Losung an alle jene erlassen, die er an Leib und Seele, Charakter und Leben „seine Freunde" nennt und in Wahrheit auch so nennen darf: Es gilt jetzt den Haß und Grimm des deutschen Volkes gegen den Herrn und das Volk von Frankreich zu schüren." In dem großen, weiten Reiche dämonischer Gedanken und Kniffe gibt es aber nur zwei, die in einem Völkerkriege jene Wirkung in solchem Maße hervorbringen, als sie dieser Jude für die Sache des neuen „deutschen Reiches" erspießlich hielt; der eine ist, daß man dem Volke, welches man zu bekriegen ausgezogen, alle nur möglichen Frevel und Schandthaten an verwundeten Landsleuten anlügt; der andere, wovon hernach die Rede sein soll, daß man eines solchen Volkes Religion dem Haß und Spott seiner Landsleute preisgibt. Daher haben denn auch die zahlreichen „Freunde" jenes Juden sich alsogleich an diese Losung für den ganzen Krieg gehalten und in jenen zwei Teufelskniffen geradezu Unmenschliches, Teuflisches geleistet. Und unter diese seine „Freunde", welche die aufgetragene Arbeit besorgten, hatte der Jude nicht blos die ordinären literarischen Banditen und moralischen Meuchelmörder, sondern Deutschlands erste und größte „Geister" zu zählen, zum Beispiel den Aesthetiker Vischer, der in der „Allgemeinen Zeitung" jenes schändliche Geschäft an dem französischen Volke mit einer Rohheit und Gemüthsverwilderung trieb, die einem wahrhaft deutschgesinnten Manne Schrecken einflößt. Jener Jude aber,

und alle „seine Freunde", verstehen sich auf's Lügen und Verläumden; der Proceß, den er am Mainzer Gericht hatte, wegen Bestechung bei der Zollparlamentswahl und wahrhaft stinkenden Eigenlobs, hat es bewiesen. Wer also von jenem Juden und seinen „Freunden" und ihrer Losung wußte, blieb über all ihre Berichte, mochten sie geradezu von „französischen Scheußlichkeiten an deutschen Verwundeten" strotzen, kühl, kühl bis in's Herz hinan und wenn er sich entrüstete, geschah es, mit berechtigtem Zorne, nur über die ganze Verworfenheit solcher Schurken. Hier ein eklatantes Beispiel: Am 22. Januar laufenden Jahres sprengten die Franzosen bei Fontenoy die Moselbrücke. Zu ihrer Bewachung hatten die Preußen Landwehrmänner von dem Bataillon Geldern hingestellt. Die Franzosen kamen aus der Festung Langres, angeblich 400 Mann stark; die Preußen wollen an Zahl weit weniger gewesen sein. Sie zogen also den Kürzeren; die preußische Verlustliste 199 gibt den Verlust bei diesem Gefechte dahin an: Feldwebel Koch und 20 Landwehrleute vermißt, 1 Landwehrmann todt und 3 leicht verwundet. Mit Beginn des Waffenstillstandes meldet der Premierlieutenant Kramer: „Sämmtliche Gefangene der diesseitigen Compagnie sind ausgewechselt und wohl und gesund gestern Abend hier in Toul eingetroffen. Verwundet von ihnen war nur der Feldwebel Koch durch einen Bajonettstich in der Seite; er ist aber auch wieder hergestellt. Alle bestätigen, daß sie von Seite der Franzosen von Anfang an sehr gut behandelt worden sind. Dies zur Beruhigung für die betreffenden Angehörigen." Nun aber höre man, was die Freunde jenes Juden aus dieser Affäre für die armen Franzosen gemacht. Die „Kölner Zeitung" berichtet die Sache zum ersten Mal am 23. Januar mit folgenden Worten: „Das Dorf Fontenoy war von 50 Mann Landwehrbataillon Geldern besetzt, welche die Brücke bewachten. Am Morgen des 22. um 5 Uhr, drang plötzlich eine Schaar von 400 uniformirten französischen Soldaten (also keine Franctireurs), die wahrscheinlich von Langres kamen, in das Dorf ein, überfielen oder zersprengten das ganze Commando. Französische Ingenieure, die

mit zwei Wagen gekommen waren, hingen dann ganz kunstverständig Pulversäcke an den obersten Brückenbogen und sprengten solchen in die Luft, worauf die ganze feindliche Schaar wieder mit Fortnahme einiger preußischer Gefangenen den Rückzug antrat, ohne weiter verfolgt zu werden. Das ganze Dorf Fontenoy ist gestern auf Befehl des General-Gouverneurs von Lothringen vollständig niedergebrannt worden, und soll dies fortan mit allen französischen Dörfern und Städten geschehen, auf deren Feldmark französische Truppen Eisenbahnen zerstören." Um das gleich hier zu sagen, kann nach diesem Berichte kein rechtlicher Mann an den Franzosen etwas tadeln: es war reguläres Militär, und das sprengte zur bessern Vertheidigung des Vaterlandes eine Brücke und nahm mehrere Preußen gefangen; wohl aber wird sich Niemand finden, der es über sich bringen könnte, den General-Gouverneur tadellos hinzustellen: er läßt ein französisches Dorf niederbrennen, weil auf seiner Feldmark französisches Militär eine Brücke sprengt. Sollten oder konnten denn die Bewohner dieses Dorfes die Sprengung der Brücke hindern, da doch die preußischen Soldaten, die dieses Dorf besetzt hielten, es nicht vermochten? Es ist also kein Zweifel, der preußische General-Gouverneur hat schuldlosen französischen Bürgern mitten im Winter ihr Obdach zerstört. Doch derselbe Berichterstatter bringt am 23. Januar über dieselbe Affäre einen zweiten Bericht, der dahin lautet: „Zur Ergänzung meines gestrigen Berichtes theile ich Ihnen noch mit, daß die Francti-reurs (nun sind es schon keine uniformirte französischen Soldaten mehr!) welche bei Fontenoy den Ueberfall gemacht und die Eisenbahnbrücke zerstört haben, den Feldwebel der dort stationirten Compagnie Landwehr gefangen genommen und aufgehängt haben. (Wir haben oben gehört, daß dieser Feldwebel noch ganz lebendig aus der Festung Langres nach Toul zurückgekehrt ist). Die Leiche des Landwehrmannes, dem die Gurgel durchschnitten worden (!), ist nun zum zweiten Male ausgegraben und jetzt auf Befehl des General-Gouver-

neurs nach Toul gebracht worden, wo dieselbe mit allen militärischen Ehren beerdigt werden wird. Die zweite Beerdigung haben die Franzosen im Beisein der Kameraden des Verstorbenen feierlich vornehmen müssen. Bis auf Weiteres sind für diesen Vorfall die Truppen mit Verpflegung einquartiert worden, die Abgabe der Waffen ist neuerdings befohlen. Wie ich soeben aus zuverläßiger Quelle erfahre, sollen auch die beiden Dörfer Villers St. Etienne und Contrevillers niedergebrannt werden." So die „Kölner Zeitung" in einem zweiten Bericht. Ein rheinpfälzisches Blatt kam hintendrein und schilderte den Vorfall so: „Hier (in Fontenoy) waren zur Bahnversicherung 42 Mann und ein Lieutenant, wie auf allen Nebenstationen, wo keine Etappe ist, gestern noch abwesend. Die 400 Franktireurs hatten diese 43 Mann gestern Nacht überfallen, 37 davon gebunden und geknebelt, ihnen die Haut abgezogen, Nase und Ohren abgeschnitten, und den Hals durchgesägt. Wir begruben (!) dieselben diesen Morgen. Das Speisezimmer war ein Blutbad, alles zusammengeschlagen; der Stationsvorsteher abgeführt und ermordet, die Kasse gestohlen und sogar die Billete entwendet." Unter dieser literarischen Manipulation sind also jetzt jene französischen Soldaten, denen kein Mensch Tapferkeit und Kühnheit absprechen kann, verruchte Scheusale geworden, über die alle deutschen Philister pflichtgemäß sich „sittlich zu entrüsten" hatten. Wir haben also hier einen der entsetzlich vielen Beweise, daß jener Jude und seine Sippe alles Schändliche auf das unglückliche französische Volk gelogen, und zwar aus dem offen ausgesprochenen Grunde, weil es jetzt gilt, „den Haß und den Grimm des deutschen Volkes gegen das Volk von Frankreich zu schüren."

Ein deutsches Blatt brachte, wie sich der Verfasser gelesen zu haben erinnert, die Notiz, während der Kämpfe bei Metz sei ein Preuße gefangen worden, der dabei fast in Todesangst gerieth über das Loos, das ihn von Seite der Franzosen erwarte. Man hat ihn beruhigt mit den Worten: „bei uns Franzosen ist ein Gefangener und Verwundeter une personne sacrée, eine geheiligte, unverletzliche Person."

Die Franzosen haben nun seit der ersten französischen Revolution fortwährend, bald da, bald dort, Kriege geführt, aber wir lesen nicht, daß ihnen die Völker, mit denen sie gekriegt, zur Last gelegt, sie hätten sich an einem ihnen als geheiligte Person geltenden Gefangenen oder gar Verwundeten in der ihnen von deutschen literarischen Banditen angelogenen Weise vergriffen und das Völkerrecht geschändet. Es muß also, so verlangt es Religion und Menschlichkeit, diesen moralischen Meuchelmördern eines großen, tapfern Volkes gegenüber darauf bestanden werden, daß ihnen auch nicht eine einzige ihrer Anklagen geglaubt werden dürfe, sie sei denn durch ein competentes Gericht nach allen Rechtsformen untersucht und erwiesen.

Doch gesetzt auch, es sei wirklich in dem einen oder andern Falle von den Franzosen gegen die Deutschen eine Grausamkeit verübt worden, — ich bin der letzte, der sie billigt, — so muß man doch, ehe man sich in die anempfohlene „sittliche Entrüstung" begibt, bedenken, daß man von Seite der deutschen „Kriegsleitung" selbst den Franzosen viel Anlaß dazu geboten, so viel, daß man sich am Ende noch wundern muß, wie ein so schwer heimgesuchtes, dabei so reizbares Volk, solche Dinge hinzunehmen und zu ertragen vermochte. H. v. Chaudordy hat all das in einem Circularschreiben an die Vertreter Frankreichs zusammengestellt und mit den nöthigen Dokumenten belegt. Herr Bismarck hat darauf geantwortet, aber merkwürdiger Weise die Anklagen nicht in Abrede gestellt, sondern nur mit Gegenklagen erwiedert. Hören wir den Franzosen, der unter dem 29. November 1870 also schrieb:

„Wir kennen die Consequenzen des Sieges und die Nothwendigkeiten, welche so ungeheuere strategische Operationen nach sich ziehen. Wir werden uns deshalb nicht weiter auslassen über die maßlosen Requisitionen in Lebensmitteln und Geld, noch über diese »marchandage militaire«, welche darin besteht, die Steuerpflichtigen über ihre Hilfsquellen zu belasten. Wir überlassen es Europa, zu beurtheilen, bis zu welchem Puncte diese Excesse schuldvoll waren. Aber man hat sich nicht

damit zufrieden gegeben, auf diese Weise die Städte und Dörfer niederzuwerfen: man hat auch an das Privat-Eigenthum der Bürger Hand angelegt. Nachdem die Familien ihre Wohnungen überfallen gesehen, nachdem sie die härtesten Forderungen erfüllt hatten, mußten sie auch ihr Silberzeug und ihre Juwelen abliefern. Alles, was kostbar war, wurde vom Feinde in seinen Säcken und auf seinen Wagen untergebracht. Kleidungsstücke, welche man in den Häusern oder bei den Kaufleuten weggenommen, Gegenstände aller Art, Pendulen, Uhren, wurden bei den in unsere Hände gefallenen Gefangenen aufgefunden. Man ließ sich von den Privatleuten nöthigenfalls Geld geben oder nahm es ihnen ab. Dieser oder jener in seinem Schloß verhaftete Gutsbesitzer mußte ein persönliches Lösegeld von 10,000 Fr. bezahlen. Einem andern wurden die Umschlagtücher, seidene Kleider und Spitzen seiner Frau entwendet. Ueberall wurden die Keller geleert, die Weine eingepackt und auf Wagen fortgeführt. Anderwärts, und um eine Stadt wegen des Actes eines Bürgers zu strafen, einzig und allein schuldig, sich gegen die Eindringlinge erhoben zu haben, befahlen die Oberofficiere die Plünderung und die Brandstiftung, so für diese wilde Exaltation Mißbrauch treibend mit der unerbittlichen, ihren Truppen aufgezwungenen Disciplin. Jedes Haus, wo ein Freischärler Schutz oder Nahrung fand, ward niedergebrannt. Soviel, in so fern es das Eigenthum betrifft. Das menschliche Leben wird nicht mehr respektirt. Obwohl die ganze Nation zu den Waffen berufen ist, erschießt man unbarmherzig nicht allein Bauern, die sich gegen die Fremden erhoben haben, sondern auch mit regelmäßigen Vollmachten und mit legalisirten Uniformen versehene Soldaten. Man hat selbst solche zum Tode verurtheilt, welche die preußischen Linien wegen ihrer Privatangelegenheit zu passiren suchten. Die Einschüchterung ist ein Kriegsmittel geworden; man wollte den Bevölkerungen Schrecken einjagen und jeden patriotischen „Elan“ in ihnen paralysiren. Und diese Berechnung hat die preußischen Generalstäbe zu einem in der Geschichte einzigen Verfahren geführt: zum Bombardement der offenen Städte. Das Factum, auf eine

Stadt explosible und zündende Geschosse zu werfen, wird nur in den äußersten und streng begränzten Fällen als erlaubt betrachtet. Allein selbst in diesen Fällen war es ein stehender Gebrauch, die Einwohner zu benachrichtigen, aber niemals war bis jetzt irgend Jemand die Idee gekommen, daß dieses schreckliche Kriegsmittel als Präventiv-Maßregel in Anwendung kommen könne. Häuser niederbrennen, aus der Ferne Greise und Frauen niederschmettern, die Vertheidiger ihres Vaterlandes so zu sagen in der Existenz ihrer Familien selbst angreifen, sie in den höchsten Gefühlen der Menschheit treffen, damit sie sich alsdann vor dem Sieger beugen und um die Demüthigung der feindlichen Occupation bitten, ist eine Verfeinerung der berechneten Gewaltthätigkeit, welche an die Tortur grenzt. Man ist indeß weiter gegangen und, sich vermittels eines Sophismus ohne Namen auf diese Grausamkeiten selbst stützend, hat man sich aus denselben eine Waffe gemacht. Man hat gewagt, zu behaupten, daß jede Stadt, welche sich vertheidigt, ein fester Platz ist, und daß, weil man sie bombardirt, man auch das Recht hat, sie als eine mit Sturm genommene Festung zu betrachten. Man steckt sie in Brand, nachdem man die Thüren und das Holzwerk der Häuser mit Petroleum begossen hat. Wenn man ihr die Plünderung erspart, so ist es eine Gunst, welche sie damit bezahlen muß, daß sie sich auf Gnade oder Ungnade mit Geldstrafen belegen läßt; man brachte das System des Bombardements ohne vorhergehende Erklärung in Anwendung und gestand ein, daß es das Mittel sei, um eine Stadt so zu behandeln, als wenn sie sich vertheidigt hätte und mit Sturm genommen worden wäre. Um diesen barbarischen Codex zu vervollständigen, blieb nur noch übrig, den Gebrauch von Geißeln wieder herzustellen. Preußen hat es gethan. Es brachte überall ein System der indirecten Verantwortlichkeiten in Anwendung, welche unter allen ungerechten Thatsachen der charakteristischste Zug seines Auftretens gegen uns bleiben wird. Um die Sicherheit seiner Truppen und die Ruhe seiner Lager zu garantiren, hat es die Idee gehabt, jeden Angriff gegen seine Soldaten oder gegen seine Transporte mit der

Einsperrung, der Verbannung, oder gar dem Tode irgend einer der Notablen des Landes zu bestrafen. Die Ehrenhaftigkeit dieser Männer ist so eine Gefahr für sie geworden. Sie mußten mit ihrem Vermögen und mit ihrem Leben für Handlungen stehen, welche sie weder verhindern, noch unterdrücken konnten und die übrigens nur die legitime Ausübung des Vertheidigungsrechtes waren. Preußen führte vierzig Notabeln der Städte Dijon, Gray und Vesoul unter dem Vorwande, daß wir vierzig Schiffscapitäne, die nach den Kriegsgesetzen zu Gefangenen gemacht worden waren, nicht in Freiheit setzten, als Geißeln weg. Diese Maßregeln, wie brutal sie auch in der Ausführung waren, ließen doch zum wenigsten die Würde Derer unverletzt, welche sie vollziehen mußten. Es war Preußen vorbehalten, der Unterdrückung die Beschimpfung hinzuzufügen. Man forderte von unglücklichen Bauern, die gewaltsam fortgeführt worden waren und unter Todesdrohungen festgehalten wurden, an den feindlichen Festungswerken zu arbeiten und so gegen die Vertheidiger ihres eigenen Vaterlandes zu handeln. Man sah, wie Richter, deren Alter den härtesten Männern Achtung hätte einflößen müssen, auf Locomotiven der ganzen Strenge der Jahreszeit und den Insulten der Soldaten ausgesetzt waren. Das Heiligthum der Kirchen wurde geschändet und auf materielle Weise befleckt. Die Priester wurden gemaßregelt, die Frauen mißhandelt, und waren noch glücklich, wenn sie keine grausamere Behandlung zu erdulden hatten. Es scheint, daß, da angelangt, von dem, was bis jetzt den schönen Namen des Völkerrechts führte, kein Artikel mehr übrig bleibt, welcher von Preußen nicht aufs schimpflichste verletzt worden wäre. Haben die Handlungen jemals bis zu diesem Punkte die Worte Lügen gestraft? So sind die Thatsachen. Die Verantwortlichkeit dafür lastet gänzlich auf der preußischen Regierung. Nichts hat diese Dinge hervorgerufen und keines derselben trägt das Zeichen jener gesetzlosen Gewaltthätigkeiten, welchen sich zuweilen die Armeen im Felde überlassen. Man muß wissen, daß sie das Resultat eines wohlüberlegten Regimes sind, dessen Anwendung die Generalstäbe mit wissenschaftlicher Strenge

verfolgt haben. Jene willkürlichen Verhaftungen wurden im Hauptquartier decretirt, jene Requisitionen im voraus studirt, jene Brandstiftungen auf kalte Weise mit sorgfältig vorbereiteten chemischen Ingredientien angezündet, jene Bombardements gegen vertheidigungslose Bewohner befohlen. Alles wurde also gewollt und geschah mit Vorbedacht. Dies ist dem Charakter dieser Männer eigen, welche aus diesem Kriege die Schande unseres Jahrhunderts machen. Preußen hat nicht allein die heiligsten Gesetze der Menschheit verkannt, es hat auch gegen heilige Verpflichtungen gehandelt. Es machte sich eine Ehre daraus, ein Volk in Waffen in einen nationalen Krieg zu führen. Es rief die civilisirte Welt als Zeugen seines guten Rechtes an; es führt jetzt seine in Räuberhorden umgewandelten Truppen zu einem Ausrottungskriege. Und als Consequenz dieses Feldzuges kündigt es Europa die Vernichtung von Paris, seiner Monumente, seiner Schätze und die ungeheure „Curée“ an, zu welcher es seit drei Monaten Deutschland einladet. Dies ist, was Sie, mein Herr, wissen müssen. Wir sprechen hier nur nach Untersuchungen, die nicht zu widerlegen sind. Wenn wir Beispiele aufbringen müssen, so werden diese nicht fehlen, und Sie können nach den hier beigefügten Documenten selbst darüber urtheilen. Sie werden von diesen Thatsachen die Mitglieder der Regierung unterhalten, bei welcher Sie beglaubigt sind. Diese Beurtheilungen sind nicht für diese allein bestimmt, und Sie können dieselben offen Allen mittheilen. Es ist nützlich, daß im Augenblicke, wo solche Handlungen sich erfüllen, Jeder die Verantwortlichkeit seines Auftretens übernimmt, eben sowohl die Regierungen, welche handeln, als die Völker, welche diese Thatsachen der Entrüstung ihrer Regierungen übergeben müssen.“

Dieses Schreiben enthält nun allerdings schwere Anschuldigungen, so schwer, daß wenn sie begründet sind, man es den Franzosen zuletzt nicht verargen darf, wenn sie, um sich und ihr Gut zu vertheidigen, denselben Weg betraten. Daher ließ sich denn auch erwarten, daß Graf Bismarck die Sache nicht unerwiedert auf der preußischen Kriegs-

führung sitzen ließ. Er schrieb gegen die Franzosen ebenfalls ein Circurlarschreiben. Aber hören wir, was dieses für einen Eindruck selbst auf viele Deutschen gemacht. Die „Neue badische Landeszeitung" sagt am 18. Januar: Bismarks Note enthält weniger eine Vertheidigung gegen die vom Grafen Chaudordy erhobenen Anklagen, als Gegenbeschuldigungen. Wir gestehen, bemerkt die „Frankfurter Zeitung", daß wir die erstere, den detaillirten Nachweis der Unrichtigkeit der französischen Anklagen, schmerzlich vermissen. Selbst wenn Alles streng erweisbar sein sollte, was der französischen Kriegsführung in der Depesche vorgeworfen wird, so wird das allerdings in manchem Falle das Urtheil über Akte der Leidenschaft und der Rohheit, die von deutschen Soldaten begangen sind, mildern, — was aber andere, von der Kriegsleitung selbst angeordnete und von Herrn von Chaudordy angegriffene Maßnahmen betrifft, so denken wir, sträubt sich das deutsche Gefühl dagegen, wenn dieselben blos durch das jus talionis gedeckt sein sollten." Die Berliner „Zukunft" schrieb einen längeren Artikel zu Bismarks Depesche und begann ihn mit folgendem Satze: „Graf Bismark hat auf die Anschuldigungen Chaudordy's gegen die moderne Art der Kriegsführung in einem sehr ausführlichen Aktenstücke geantwortet, in welchem er gute und schlechte Gründe, Thatsachen und Zeitungsgeschwätz zusammenrafft, um zu beweisen, daß auf französischer Seite die Barbarei zuerst aufgetreten sei." Ich hoffe, alle meine Leser haben die lange Note Bismark's gelesen; daher ist es nicht nothwendig, sie hier wiederzugeben. Manchen dürfte es dann aber beim Lesen ergangen sein wie mir: Vieles, was Graf Bismark in seiner Note gegen Chaudordy in's Feld führt, macht den Eindruck, daß es ein Stück von der Arbeit jenes Juden ist, der, als er mit Bismark nach Frankreich hineinfuhr, schrieb: „Jetzt gilt es, den Haß und den Grimm des deutschen Volkes gegen das Volk von Frankreich zu schüren." „Zeitungsgeschwätz" ist dafür nur insofern zutreffend, als das, was Bismark zum Beweise vielfach anführt, nicht thut, was es soll; sonst ist der Ausdruck viel zu gelind. Auf viele

Gegenbeschuldigungen Bismark's haben aber selbst deutsche Blätter, die auch dem Feinde gegenüber noch auf Wahrheit hielten, geantwortet. Daher genügt es, z. B. der Anklage Bismark's wegen der schlechten Behandlung deutscher Gefangener entgegen zu stellen, was die „Pfälzer Zeitung" unterm 14. Dezember 1870 schrieb: „In den deutschen Zeitungen liegt eine Zahl von Briefen deutscher Gefangenen aus Orleans und Paris vor. Einstimmig wird in diesen Briefen constatirt, was wir schon früher hervorgehoben, daß in dem Einen Punkte, in Bezug auf die Behandlung der Gefangenen, die französische Republik wirklich an der Spitze der Civilisaton marschirt. Allerdings sind für sie die Gefangenen nicht, wie für die Deutschen, eine Last, sondern eine Rarität; aber darum sind einzelne in den Briefen erzählte Vorgänge (so wurden in Beaune zwei Zuaven aus dem Bette entfernt, damit Platz für einen gefangenen Feldwebel des 57. preußischen Regiments wurde) doch der Anerkennung werth." — Und zu Gunsten der so hart verurtheilten Turkos soll hier angeführt sein, was ein Berichterstatter der den Preußen überaus günstig gesinnten „Neuen freien Presse" aus den Schlachten von Weissenburg und Wörth, wo die Turkos bekanntlich so schändlich an deutschen Verwundeten gehaust haben sollen, schreibt: „Die Turkos haben unendlich muthig gekämpft; das sagen alle anderen Truppen." Und aus Oldenburg berichtet man am 14. August der „Pfälzer Zeitung": „Auch unter den Turkos gibt es Menschen. Ein beim 6. Regiment stehender Lieutenant K. von hier, welcher bei Wörth durch einen Schuß ins Bein eine Fleischwunde erhalten, erzählt in einem Briefe an seine Verwandten einen Zug von den Turkos, welcher mit den bisherigen Anschauungen über diese wilde Truppe sehr in Widerspruch steht. Nach seiner Verwundung in ein Haus gebracht, lag er lange Zeit hilflos da, bis vier Turkos sich in dasselbe flüchteten, welche nun den verwundeten Officier kunstgerecht verbanden, ihm sodann aus ihrem eigenen Tabaksvorrathe Papiercigarren fabricirten und sich nachher ruhig gefangen nehmen ließen."

Wenn wir daher, trotz dem wir doch auch gute Deutsche sein

wollen, uns immer noch sträubten, in die „sittliche Entrüstung über die verkommene französische Nation," in welche uns alle preußischen Blätter gewaltsam hineinzudrängen suchten, einzutreten, so sind daran leider die schlechten Beweise Bismark's und die guten Chaudordy's schuld; und mir scheint, offen g standen, daß, wenn eine „sittliche Entrüstung" auf irgend einer Seite wegen verübter Grausamkeiten in diesem Kriege — verzeihlich ist, die Franzosen mit bei weitem größeren Rechte über die Deutschen, als die Deutschen über die Franzosen sich entrüsten dürfen.

Es könnte aber immerhin Manchem scheinen, es sei damit zuviel gesagt. Daher sollen in dieser so wichtigen Sache hier noch einige ganz unverdächtige Zeugen das Wort erhalten. Anfang's Dezember letzten Jahr's schrieb die schon erwähnte „Neue freie Presse": „Man wird sich erinnern, daß von den preußischen Truppen seiner Zeit das Dorf Ablis (Departement Seine und Oise) verbrannt und die Einwohner füsilirt wurden, weil sie drei gefangene Husaren massakrirt haben sollten. Durch die vom französischen Kriegsminister angestellten Recherchen ist jetzt officiel erwiesen, daß diese drei Husaren (Rummel, Harzeloff und Schröder) nicht getödtet wurden, sondern sich als Gefangene im Depot der Insel Oleron frisch und gesund befinden. Der eine von ihnen hat zum Beweis seiner Existenz einen Brief an den Commandanten der 6. preußischen Cavalerie-Division geschrieben." Und diesem fügt die deutsch-freundliche „Neue Züricher Zeitung" bei: „Diese Veröffentlichung liefert einen erschreckenden Commentar zu der Art und Weise der Kriegsführung. Wir haben an dieser Stelle wiederholt darauf hingewiesen, daß die Aussagen der kämpfenden Soldaten werthlos sind, und daß es ein unsühnbares Unrecht ist, auf Grund solcher Aussagen ganze Dörfer niederzubrennen (die Zahl der auf Befehl — nicht durch Kugeln — zur Strafe niedergebrannten französischen Ortschaften muß nach deutschen Berichten mindestens 100 betragen — am 1. Dezember 1870) und die wehrlosen Einwohner zu füsiliren."

Die „Neue badische Landeszeitung" schrieb am 15. Januar l. J.: „In einem Briefe eines Garde-Landwehr-Officiers aus Hagen, datirt aus La Ferté-Bernard (in der Nähe von Le Mans) vom 22. Dezember wird zur Charakterisirung des furchtbaren Stadiums, in das der Krieg eingetreten ist, folgende Episode mitgetheilt:

. . . . Etwas Anders ist heute Morgens passirt. In einem Dorfe, eine Meile von hier, lagen Cürassiere, die von einem Bauer gestern Abends Wein haben wollten. Er sagte, er wolle welchen holen, und fährt mit einem Wagen ab zu den Franzosen, die kaum zwei Meilen abstehen, berichtet dort, und in der Nacht kommt auf Schleichwegen eine Compagnie von hinten heran, geht in die Ställe und ermöglicht es, 32 Pferde und 25 Mann wegzunehmen, von denen sich nur ein paar, glaube ich, gerettet haben. Strafe folgte aber. Wir wurden natürlich hier allarmirt, eine Compagnie rückte in das Dorf, die Bewohner (das heißt die Männer) der Gehöfte, wo der Ueberfall ausgeführt wurde, sind jetzt bereits erschossen und das Dorf brennt noch an allen Ecken. So ist das Leben ein wüstes und theilweise rohes, aber wir können nicht anders, wenn wir nur einigermaßen sicher sein wollen: Die Hälfte jeder Compagnie ist Nacht für Nacht auf, so daß wir immer nur den zweiten Tag etwas schlafen können." (Da muß man denn doch fragen, ob wirklich, wofern jener Bauer in der That seinen kaum 2 Meilen entfernt stehenden Vaterlandsvertheidigern die Sache hinterbracht hat, was aber noch nicht einmal nach dem Briefe erwiesen ist, diese von Seite eines Franzosen ganz berechtigte Anzeige eine solche Mordbrennerei, wie sie da vorgenommen wurde, auch nur von Ferne zu entschuldigen im Stande ist!).

Einer der vollgiltigsten Zeugen ist aber jedenfalls der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung", Hermann Voget, der trotz seiner ruhigen, einfachen, darum freilich den Stempel der Wahrheit an sich tragenden Schreibweise — aus dem Hauptquartier ausgewiesen wurde. Er hat aber auch Schreckliches von der deutschen Kriegsmanier

in Frankreich berichtet. Hier sollen übrigens nur zwei von ihm erwähnte Thatsachen angeführt werden. In seinem Berichte: „Bei den Zwei und Zwanzigern" sagt er: „Der heutige Kampf (bei Chateauneuf) war ein ebenso mörderischer gewesen wie die Aufgabe, die sie zu lösen gehabt, eine gefährliche. Beauftragt, den Wald zwischen St. Jean und Chateauneuf zu durchsuchen, kamen sie bis auf 150 Schritt in die Nähe des Feindes, den sie erst bemerkten, als er ihnen durch den Nebel eine verderbenbringende Salve entgegensandte. Es waren Linientruppen gewesen, die in guten Verschanzungen über eine Stunde festgestanden, ja sogar einen Bajonnettangriff ausgehalten, sich schließlich aber durch eine Umgehung ihres linken Flügels zum Aufgeben der Position gezwungen gesehen hatten Sie wurden aus dem Walde hinaus in's Freie getrieben. Doch kamen nicht Alle so weit, mehr als zwanzig wurden durch die von dem langen Widerstand erbitterten Deutschen am Rande des Waldes mit dem Kolben niedergeschlagen. Die Officiere hatten Mühe, dem Wüthen Einhalt zu thun — wenn sie nicht dazwischen getreten wären, würde man Alle, die um Pardon flehten, niedergeschlagen haben. So wurden doch noch 120 Gefangene gemacht. Warum man doch so grausam gegen die besiegten Feinde, die doch reguläre Truppen waren, und sich keiner Verletzung des Völkerrechs schuldig gemacht hatten, gewesen, das ist eine jener thörichten Fragen, deren Beantwortung sich für den von selbst versteht, der da weiß, was der Krieg ist. Es müssen besonders bevorzugte, hochgebildete Naturen sein, welche, trotzdem sie im Dienste des legitimirten Massenmordes stehen, den demoralisirenden Einwirkungen ihres Bluthandwerks selbst im Momente des Affektes Widerstand zu leisten vermögen."

Wichtiger für unsern Zweck ist die Zerstörung Chateaudun's in diesem Kriege. Die Schilderung derselben durch Voget ist zugleich ein Meisterwerk. Daher möge sie denn auch vollständig hier stehen. Sie lautet:

„Schweig mir von Chateaudun! Ich wollte, ich hätte nie den

Namen dieser Unglücksstadt gehört!" Es war ein tapferer, mit dem eisernen Kreuz geschmückter Offizier der 22. Division, der also zu einem Kameraden sprach, als dieser mit einer gewissen Genugthuung des blutigen Tages von Chateaudun gedachte. „Warum schweigen?" lautet die Antwort. „Haben wir nicht unsere Schuldigkeit gethan und ward es uns nicht schwer genug, die Bande, welche sich in dem Nest verschanzt hatte, zu vertreiben?" „Das weiß Gott!" gab der Erste zurück. „Tapferkeit und Muth ward von uns gefordert, und die Zweiundzwanziger leisteten, was man nur verlangen konnte. Und dennoch denke ich nicht gern der Lorbeeren, welche wir an diesem Tag erkämpften." „Und warum nicht?" fragte der Zweite wieder „Sie passen nicht recht zu den Lorbeeren von Wörth, Sedan und Orleans; sie sind, wenn auch am spätesten gepflückt, doch nicht so frisch und grün wie jene, denn sie verkohlten bei dem Flammenmeer, das die Hälfte von Chateaudun verschlang."

„Daß sie ganz so sprachen, die Offiziere, will ich nicht behaupten; doch den Sinn ihrer Rede geben die Worte sicher wieder. Ich mußte fortwährend dieses Gesprächs gedenken, als ich mich am Abend des 27. November der unglücklichen Stadt näherte. Ich hatte seiner Zeit viel gehört über die Schrecken des Kampfes vom 18. Oktober. Man hatte Parallelen gezogen zwischen Chateaudun und Bazeilles und behauptet, daß Chateaudun ein grauenhafteres Bild der Verwüstung dargeboten, als Bazeilles. Ich glaubte nicht daran; indessen hegte ich schon lange den lebhaften Wunsch, mich durch eigenen Augenschein zu überzeugen, was Wahrheit, was Uebertreibung an den schrecklichen Beschreibungen sei, die mir von den verschiedensten Seiten gemacht waren. Die Erinnerung an jene Erzählungen waren wohl Schuld, daß sich meiner eine drückende Beklemmung bemächtigte, als ich, dem 3. bayrischen Regiment folgend, in die dunkle Stadt einrückte. Keine Laterne brannte auf den Straßen, kein Licht schimmerte aus den Häusern. Mit der Finsterniß harmonirte die unheimliche Stille; kein Bewohner war zu erblicken, nirgends regte sich ein lebendes Wesen.

Man hörte nur den festen Schritt der Soldaten, von welchem die Straßen erdröhnten. Langsam, vorsichtig durchzogen wir eine lange Vorstadt. Dann kamen wir an eine hohe, steinerne Brücke, welche den Loir überwölbt. Am andern Ufer ragte ein dunkler Koloß, das alte Schloß der Grafen von Dunois empor. Ueber die Brücke ging es hinein in die Stadt; bald bergauf, bald bergab steigend, rückten wir in der finsteren Stille vor. Plötzlich tauchten vor uns fünf bis sechs Lichter auf: die dunklen Gestalten, welche sie trugen, glichen Gnomen; doch es waren nur simple Laternenanzünder, die, dem Befehl des Commandanten der einrückenden Truppen gehorchend, an ihr Geschäft gingen. Bald auch erhellten spärliche Gasflammen die Straßen; bei ihrem blassen Schimmer erkannte ich die ersten Ruinen. Schwarz und unheimlich starrten sie uns entgegen.

„Auf dem Marktplatze machte das Regiment Halt. — „Achtung! Zum Gebet!" commandirten die Offiziere. Eine kurze Pause — dann spielte die Musik einen Choral. — Die Klänge des Dank- und Lobliedes brachen sich an den Ruinen. — Ja, wir sind fromme Christen. Ehe wir an die Blutarbeit gehen, beten wir zu Gott. Haben wir sie gethan, beten wir wieder, und haben wir gesiegt, geben wir ihm die Ehre. Was bedeuten gegen diese Gebete die Seufzer, Klagen und Flüche, welche gen Himmel dringen? Gott achtet ihrer nicht, der Sieg unserer Waffen beweist dies. Wir vollziehen ein göttliches Strafgericht an dem sündhaften Frankreich! Die Ruinen und der Jammer, welcher dort wiederhallt, dürfen uns nicht irre machen. Nein, danket alle Gott, daß wir Frankreichs Städte verwüsten dürfen, und Gott nicht die Franzosen nach Deutschland gesandt hat, unsere Städte und Dörfer in Asche zu verwandeln. — Ja, Gott wir danken dir, daß wir nicht sind wie Jene.

„Ob die Soldaten wohl so beteten, als der Marktplatz zu Chateaudun von den Klängen des Chorals wiederhallte, oder ob sie von ähnlichen Gedanken bewegt wurden wie ich, dem das Danklied ein Hohn schien, ein Hohn auf den allgütigen und allliebenden Gott, an den zu glauben

uns das Christenthum lehrt? Jawohl, es ist ein Hohn auf den Gott der Liebe, wenn man seinen Namen hineinzieht in den blutigen Völkerstreit. Aber was ist der Gott der Liebe den meisten Machthabern? Sie glauben nicht an ihn. Ihr Gott ist der alte blutdürstige Moloch. Wenn es nicht so wäre, würden sie wähnen, ihm durch so zahllose Menschenopfer, durch Rauch und Ruinen dienen zu können? Glaubten sie an ihn, dann würden sie ihn fußfällig bitten, ihnen das Blut und die Trümmer zu verzeihen, nicht aber ihm danken, weil er ihnen, das Blut zu vergießen, Kraft und Stärke lieh.

„Kaum war der Choral verklungen, so begannen die Soldaten sich einzuquartieren. Laut klopften sie an Thür und Fenster. Die erschreckten Bewohner öffneten so schnell wie möglich. Oft auch pochten die Soldaten vergebens; wenn sie dann ihre Kolben gebrauchend, die Thüren einschlugen, fanden sie die Wohnungen leer. Wohl an tausend Personen waren, einen neuen schrecklichen Kampf um Chateaudun fürchtend, am Tage zuvor geflüchtet. Die letzten französischen Soldaten hatten die Stadt erst vor wenigen Stunden verlassen. Die Zimmer, wo mein Reisegefährte und ich im Hotel „Bon Laboureur" ein Unterkommen fanden, waren noch bis Mittag von einem französischen General bewohnt gewesen. Sehr elegant war die Wohnung trotzdem nicht. Einen traurigen Anblick bot vor Allem die Schlafstube. Die Fensterrahmen und Thürpfosten waren halb verkohlt, von den Tapeten hingen nur noch vergilbte Reste an der rauchgeschwärzten Wand. Die Möbel waren angebrannt; von den Vorhängen war keine Spur vorhanden. Reine Bettwäsche zu erhalten war unmöglich. Die Wirthin versicherte uns, daß fast ihr ganzer Leinenvorrath ein Raub der Flammen geworden. Nur mit großer Mühe, erzählte sie uns, hätten sie dem Brand des Hotels Einhalt zu thun vermocht. Die Nebengebäude, Stallungen und Vorrathshäuser waren niedergebrannt; vom Fenster des Schlafzimmers blickte ich auf die schwarzen Ruinen. Auf meine Frage, ob durch die Granate, welche die Gebäude entzündet habe, Niemand zu Schaden gekommen sei, entgegnete man mir, daß

die Häuser von den Siegern mit der Hand angesteckt seien. Ich sträubte mich, dieser Mittheilung Glauben zu schenken. Bei den gänzlich niedergebrannten Nebengebäuden war es unmöglich die Wahrheit oder Unwahrheit der Behauptung festzustellen. Daß man dagegen das Hotel von Innen anzuzünden versucht, wurde durch den Zustand unserer Zimmer leider zu klar bewiesen. Die Fensterrahmen, an der Innenseite verkohlt, zeigten nach Außen hin keine Spur von Feuer. Keine Bresche ließ die Vermuthung aufkommen, daß eine Brandgranate in das Haus gefahren und so die Gluth entzündet habe. Ich mußte der Wirthin glauben, die mir versicherte, daß man die Betten mit Petroleum übergossen und mit Streichhölzern entzündet habe.

„Meine Wirthsleute hatten an dem Schreckenstage viel verloren und doch waren sie noch glücklicher als tausend Andere. Keiner ihrer Angehörigen war getödtet oder in Gefangenschaft abgeführt. Die Mutter der Wirthin freilich, vor zwei Monaten eine wohlhabende Frau, war heute eine Bettlerin, die bei ihrem Schwiegersohn das Gnadenbrod aß. Ihr schönes Haus und ein reiches Manufacturwaarenmagazin waren ein Raub der Flammen geworden. Nichts, gar nichts als das nackte Leben hatte sie zu retten vermocht. Ihr Diener, der einen Lösch- und Rettungsversuch machte, wurde gefangen genommen und befand sich noch heute in irgend einer preußischen Festung. Ich sprach mit der alten Frau. Sie schien anfangs sehr gefaßt und ergeben, doch als sie des Unglückstages gedachte, brach sie in Thränen aus. „Ach", sagte sie, „Alles ist verloren, die Frucht eines langen mühevollen Lebens. Ich hatte gehofft, meine Kinder unterstützen zu können — sie wollten ihr Geschäft vergrößern — und jetzt müssen sie mir helfen. Sie thun es gern, sie sind beide so gut und doch ist es so schwer, das Gnadenbrod zu essen, daß ich oft wünsche, todt zu sein." Die Tochter verwies der Mutter die Rede. „Du hast Recht, ich sündige wohl," fuhr die alte Frau fort, „ich will auch nicht mehr klagen, ich will Gott danken, daß ich noch am Leben bin. Ward mir doch so eine Freude zu Theil, die ich vorher nie so rein erfahren, lerne ich doch

Eure Liebe in ihrer ganzen Größe kennen. Und etwas mehr bin ich Euch doch als eine Magd. So wie ich Eure Kinder liebe, kann eben nur eine Großmutter lieben." Und sie küßte die Kinder, die Kleinen aber lächelten gutmüthig und wischten mit ihren schmutzigen Händchen der Großmama die Thränen weg.

„Am andern Morgen war mein Erstes ein Gang durch die Ruinen. Herwegh hat einst unsere Eichen „Grüne Fragezeichen der deutschen Freiheit" genannt. Mit weit größerem Recht kann man die Trümmerhaufen „schwarze Fragezeichen" unserer Cultur nennen. Viel Schreckliches hab' ich in diesem Kriege geschaut, ich war Zeuge manches herzzerreißenden Weh's und doch hat kaum Etwas so erschütternd und beschämend zugleich auf mich gewirkt wie die Ruinen der niedergebrannten Straßen von Chateaudun. An dreihundert Häuser liegen in Schutt und Asche und kaum ein Zehntel derselben ward durch das Bombardement zerstört, weitaus zwei Drittel wurden nach der Einnahme der Stadt, als Strafe für die Theilnahme der Bewohner am Kampf, den Flammen übergeben. Jawohl, diejenigen, welche den Tag von Chateaudun schrecklicher nannten als den von Bazeilles hatten Recht. Bazeilles ging während des Kampfes in Flammen auf, seine Häuser wurden niedergebrannt, weil sie den Franzosen als Schanzen, als Vertheidigungsmittel dienten; Chateaudun aber wurde angezündet, als der Sieg bereits errungen war, es ward den Flammen übergeben, um ein Exempel zu statuiren. Die Gluth sollte strafen und schrecken. Die Absicht ward erreicht. Schrecken verbreitet sich weitum im Lande Die Strafe ward vollzogen an Schuldigen und Unschuldigen. Wie konnte man scheiden? Läßt doch auch Gott regnen über Gerechte und Ungerechte und seine Sonne aufgehen über Gute und Böse. Der Unschuldige muß mit dem Schuldigen leiden, das war immer so. Nur krankhafte Sentimentalität kann darüber klagen. Und dennoch, ich gestehe es offen, möge man mich hundert Mal krankhafter Sentimentalität beschuldigen: die Ruinen und das Blut, welches an ihnen klebt, die Seufzer und Flüche, die hier durch das Knistern der Flammen empor

gen Himmel stiegen, scheinen mir ein um so größerer Hohn auf die Cultur unseres Jahrhunderts nicht minder wie auf die christliche Liebe, wenn ich bedenke, daß auch die „Schuld der Schuldigen" nur darin bestanden, daß sie, noch an die Möglichkeit eines Sieges glaubend, die Feinde ihres Vaterlandes bekämpften.

„Ich bin weit entfernt, die Vertheidiger von Chateaudun, wie von französischen Journalen geschieht, den Helden von Thermopylä gleichzustellen. Ihr Widerstand war vielmehr, ich gebe es zu, eine Thorheit. Freilich, unseren Realpolitikern muß auch Leonidas als Narr erscheinen; doch wahr ist, die Männer von Chateaudun würden sich nicht zu solch verzweifeltem Widerstand entschlossen haben, wenn sie nicht geglaubt hätten, die heranrückenden Preußen befänden sich auf dem Rückzug. Ganz abgesehen hiervon, bin ich auch nicht der Ansicht, daß sie sich, wie die Regierung von Tours decretirt hat, um das Vaterland verdient gemacht haben. Ich kann nicht einsehen, welch ein Heil Frankreich aus dem Blute dieser Unglücklichen erwachsen ist. — Und dennoch trotz alledem, wenn ich zu wählen hätte zwischen dem Ruhm, welcher den Vertheidigern von Chateaudun aus ihrer Niederlage und jenem, welcher den Eroberern von Chateaudun aus ihrem Siege erwächst, es würde mir schwer werden, mich zu entscheiden. Schon jetzt feiert Frankreich die Vertheidiger von Chateaudun als Helden, während die Deutschen, welche die Stadt bezwangen, schon heute nicht gern von diesem Siege reden.

„Vielleicht waren unter den Deutschen mehr Helden als unter den Franzosen. Schwere Hindernisse mußten überwunden werden. Barrikaden, Gräben, Verhaue sperrten die Straße, die zudem mit Glasscherben übersäet war. Die Deutschen standen im offenen Feld, die Franzosen schossen gedeckt aus dem Hinterhalt. Da war es nur zu erklärlich, daß die Deutschen, als sie sich endlich, Dank ihren Kanonen, Eingang in die Stadt gebahnt hatten, von Wuth gegen die Feinde ergriffen wurden und keine Schonung übten. Das Blut ihrer gefallenen Brüder schrie um Rache. Die wild erregten Leidenschaften ließen ihnen keine

Zeit lange darüber nachzudenken, was sie gethan haben würden, wenn ihre Vaterstadt vom Feinde angegriffen worden. Und warum auch darüber nachdenken? Jetzt waren sie in Frankreich — wären die Franzosen nach Deutschland gekommen, würden sie es noch weit schlimmer getrieben haben. Dieser stets bereite Trost, mit dem man Alles vertheidigen kann, was das Herz noch so sehr in Schrecken versetzt, fehlte auch nicht den Siegern von Chateaudun. Freilich, als die Flammen immer mehr um sich griffen und der Sturm sie weiter und weiter jagte, erfaßte wohl Manchen ein Grauen und Bangen. Während man Anfangs die Löschversuche der Bewohner gehindert, wenn nicht gar bestraft hatte, gab man jetzt von oben herunter Befehl, dem Feuer Einhalt zu thun. Aber es war zu spät, umsonst versuchte man es, dem Elemente, das man selbst entfesselte, zu gebieten. Der Schrecken mußte sich austoben.

„Des furchtbaren Tages gedenkend, schritt ich langsam durch die Ruinen dahin. Mit schmerzlicher Rührung betrachtete ich die improvisirten Wohnungen, welche man mit Hülfe von Brettern zwischen den ausgebrannten Mauern errichtet hatte. Alle größeren Häuser waren in diesem Stadttheil zerstört, nur einige kleine Wohnungen, über welche die Elemente hinweggerast, waren verschont geblieben. Plötzlich hörte ich ein Jubiliren, ein Freudenrufen. Erstaunt, ja fast erschreckt über diese mir hier so unerwarteten Töne, blickte ich nach der Stelle, woher sie kamen, und ich sah drei Frauen, von denen die eine einen Brief in den Händen hielt und diejenige war, welche ihrer Freude so lauten Ausdruck geliehen. Noch stand ich unschlüssig, ob ich mich bei ihr nach dem Grund ihres Jubels erkundigen sollte, als sie auf mich zukam und mir den Brief hinhaltend sagte: „Da, Herr, wer ihr auch seid, lest, und wenn Ihr keinen Stein im Busen tragt, werdet Ihr Euch mit mir freuen.“ Ich las: „Colberg, 4. November. Liebe Frau! Ich lebe noch, freilich weiß ich ebensowenig, warum ich noch lebe, als ich weiß, warum ich gefangen bin. Mein einziges Verbrechen ist, daß ich den Versuch machte, aus unserem brennenden Hause einen

Theil unserer Habe zu retten. Nach einer schrecklichen Reise bin ich gestern hier angekommen. Ich bin gesund und hoffe Dich wiederzusehen. Wenn unser Kind geboren ist, küsse es auch für mich; es wird, so Gott will, keine Waise sein. Bete, daß bald Friede wird. Es küßt Dich Dein Henry." Stumm gab ich ihr den Brief zurück. Sie merkte, wie er mich ergriffen, darum fuhr sie fort, mir ihr Herz auszuschütten: „Ich glaubte, mein Mann sei todt. Sechs Wochen schon habe ich ihn beweint, für mich und mein Kind. Doch die Thränen sind umsonst geflossen; er lebt noch, mein Kind wird nicht als Waise geboren werden. Wohl haben wir Alles verloren, was wir uns erspart hatten; doch was schadet's? wir sind beide gesund und jung, und mein Mann ist ein geschickter Arbeiter, der es Jedem gleich thut. Wir werden noch glücklich sein." Die Freude des jungen Weibes war rührender, ergreifender als manche herzzereißende Klage. Und doch that sie mir wohl, sie wirkte versöhnend inmitten des Jammers, der mich von allen Seiten anstarrte.

„Ich kam in den Stadttheil, welcher von der Feuersbrunst verschont geblieben, in dem nur einige Häuser durch das Bombardement zerstört worden. Neue Truppen hielten ihren Einzug. Bang und schwermuthsvoll sahen die Bewohner den Einmarschirenden entgegen. In den ängstlichen und traurigen Zügen spiegelten sich die Schrecken wieder, welche sie durchgemacht. „Ist es noch nicht genug des Elends? Wann werden unsere Leiden enden?" Diese traurigen Fragen las ich in jedem Gesicht.

„Mein Weg führte mich zum Schloß. Es ist unbewohnt. Die Restaurationsarbeiten, welche der Eigenthümer angeordnet, sind durch den Krieg unterbrochen worden. Die französischen Truppen hatten es in den letzten Tagen als Kaserne benutzt. Ich trat auf die Terrasse hinter dem Schlosse, von der man eine schöne Aussicht auf das von der Loire durchströmte Thal hat. Man sollte meinen, wer in diese lachende Gegend blickt, müßte Haß und Feindschaft vergessen und nur an Frieden und Versöhnung denken. Und doch, wie oft wüthete hier

schon die Kriegsfurie. Weit zurück in die ersten Zeiten des Mittelalters reichen die Leiden von Chateaudun. Schon 570, vor 1300 Jahren ward es durch die Bewohner von Orleans und Blois niedergebrannt. Neu aus der Asche entstanden, zerstörten es 300 Jahre später die Normannen. Schwer litt die Stadt in den Kriegen der Engländer und Franzosen. Graf Dunois, der Bastard von Orleans, der Freund der Jungfrau, residirte hier, und noch heute ist das Schloß Eigenthum seiner Nachkommen.

„Auch die Kämpfe der Guisen brachten Schrecken und Unheil über Chateaudun. Und selbst im Frieden verfolgte das Unglück die freundliche Stadt. Noch sind es keine hundert Jahre her, daß sie durch eine Feuersbrunst fast ganz verwüstet wurde. Im Juni 1783 legte ein Brand, der acht Tage wüthete, 800 Häuser und Kirchen in Asche. Eine blühende Industrie hatte Chateaudun alle die Leiden vergessen lassen. Seiden- und Baumwollenspinnereien, Segeltuch-, Hutfabriken beschäftigten tausend fleißige Hände. Jetzt liegt Alles darnieder. Jahrzehnte werden vergehen bis die Wunden geheilt sind — eine neue Generation muß heranwachsen, ehe sich die Stadt der alten Blüthe aufs Neue erfreut. Ob mit dem neuen Geschlecht auch die alten Leidenschaften des Hasses und der Rache emporschießen werden? Ach, es ist nur zu wahrscheinlich; denn zu schrecklich ist die Saat, die wir hier ausgestreut haben. Gedenke ich der mehr als tausendjährigen Geschichte von Chateaudun, wird es mir schwer ums Herz. Allzu langsam, gar zu allmälig entwindet sich Europa der Barbarei. Nur zu oft, wenn es kaum einen Schritt vorwärts gethan, stürzt es zwei zurück. Ich zweifle nicht, daß wir fortgeschritten sind, zweifle nicht, daß wir uns immer weiter entwickeln. Ja, die Normannen, als sie vor 1000 Jahren Chateaudun verwüsteten, hausten hier sicher anders als die Preußen. Und doch, wenn man nach einigen Jahren in den Schulbüchern des Departements lesen wird: „858 haben die Normannen, 1870 die Deutschen Chateaudun verwüstet," wie beschämend wird das klingen, wie demüthigend für unsern Stolz als Deutsche nicht weniger

wie als Kinder des 19. Jahrhunderts. Komme man mir nicht mit dem Einwurf: „die Franzosen hätten es noch schlimmer gemacht.“ Ich glaube, daß es so ist, glaube — denn wissen ist unmöglich — daß die Soldaten Napoleon's III. in Deutschland schrecklicher gehaust hätten, als die deutschen Krieger in Frankreich. Und doch, was beweist das? Wenn heute wo, trotzdem wir, die wir uns so gern die gebildetste Nation nennen, Sieger sind, noch so Schreckliches und Trauriges geschieht, was anders geht daraus hervor, was anders, als daß Europa trotz der hochgepriesenen Cultur des 19. Jahrhunderts noch tief in der Barbarei des Mittelalters steckt.“

In diesen, man bedenke wohl, von Deutschen selbst herrührenden Berichten und Eingeständnissen stehen nun freilich Dinge erzählt, die sittliche Entrüstung erzeugen müssen, aber nicht bei den Deutschen gegen die Franzosen, sondern leider Gottes bei den Franzosen gegen die Deutschen. Wie also, wäre es den Franzosen so schrecklich zu verargen, wenn sie in Anbetracht solcher Dinge sich hätten an Gefangenen und Verwundeten zu Grausamkeiten hinreißen lassen? Ich muß bekennen: je mehr ich solche Dinge in den deutschen Berichten lese, um so größer wird mein Abscheu vor der „sittlichen Entrüstung“, mit der viele Deutschen während der ganzen Dauer des Krieges schwanger gingen, bis sie da und dort eines niederträchtigen Zeitungsartikels genasen: aber die sittliche Entrüstung des Generals Chanzy kann ich begreifen, wenn derselbe in einem Proteste an den preußischen Commandanten von Vendome vom 26. Dezember, den er seinen Truppen dreimal vorgelesen, also spricht: „Ich erfahre, daß nicht zu bezeichnende Gewaltthätigkeiten von den Ihren Befehlen unterstehenden Truppen gegen die harmlose Bevölkerung in St. Calais verübt wurden. Ungeachtet der guten Behandlung, welche Ihre Kranken, Verwundeten und Officiere genießen, wurde Geld gefordert und Plünderung erlaubt. Dies ist ein Mißbrauch der Gewalt, mit welchem Sie Ihr Gewissen beladen, und welchen der Patriotismus unserer Bevölkerung zu ertragen wissen wird. . . . Wir betheuern neuerdings, und unser Widerstand hat

uns dies schon gelehrt: wir werden kämpfen mit dem Bewußtsein des Rechtes und dem Willen, zu siegen. Es liegt nichts an den Opfern, die wir noch zu bringen haben, wir werden kämpfen bis auf's Aeußerste ohne Rast und ohne Erbarmen: Es handelt sich heute nicht mehr darum, loyale Feinde zu bekämpfen, sondern Horden von Verwüstern, die einzig und allein den Ruin und die Schande einer Nation wollen, welche ihre Ehre, ihre Unabhängigkeit und ihren Rang zu erhalten beansprucht. Auf die Großmuth, mit welcher wir Ihre Gefangene und Ihre Verwundeten gut behandeln, antworten sie mit Uebermuth, Brand und Plünderung. Ich protestire mit Entrüstung im Namen der Menschlichkeit und des Völkerrechts, die Sie mit Füßen treten."

Noch eins sei hier erwähnt, um die „sittliche Entrüstung" der modernen Germanen in's rechte Licht zu stellen. Bekanntlich haben die Franzosen mit Bewilligung ihres Kriegsministeriums ein Freischützencorps gebildet. Die deutsche Kriegführung hat dasselbe als kriegsführende und berechtigte Streiter nicht anerkannt. Daher denn, namentlich im Anfang, alle solche Freischützen, welche in Gefangenschaft geriethen, kurzweg erschossen, mitunter auch an den nächsten besten Baum gehängt wurden. In einem Feldpostprief der „Allgemeinen Zeitung" vom 27. Dezember wird solch ein „Pröbchen" geliefert: „Wir haben eine versprengte Truppe vom Corps Garibaldi verfolgt, aber nirgends hielt sie Stand; jedoch haben wir einige dreißig abgefangen und in's Jenseits befördert" Die „Neue freie Presse" brachte dieses Stück und noch einige andere unter dem Titel: „Bestialitäten hüben und drüben." Nun weist aber die „Berliner Zukunft" — nicht den preußischen Militärbehörden, die den französischen Freischützen die Eigenschaft als berechtigte Kriegführende absprechen — unsers Wissens hat der erste Napoleon gegenüber des Lützow'schen Freicorps dasselbe gethan — sondern allen jenen von der „Preußenseuche" befallenen Nord- und Süddeutschen nach, daß die Franzosen mit ihrem Francitreurwesen noch lange nicht das gethan, was die Preußen nach ihrem Landsturmsgesetze von 1813 zu thun amtlich auf-

gefordert wurden. Das genannte Blatt citirt dann folgende Paragraphen jenes Gesetzes:

„§ 7. Ist der Fall des Aufgebotes eingetreten, so ist der Kampf, wozu der Landsturm berufen wird, ein Kampf der Nothwehr, der alle Mittel heiligt. Die schneidendsten sind die vorzüglichsten, denn sie beenden die gerechte Sache am siegreichsten und schnellsten. § 8. Es ist daher Bestimmung des Landsturmes, dem Feinde den Einbruch wie den Rückzug zu versperren, ihn beständig außer Athem zu halten, seine Munition, Kuriere, und Rekruten aufzufangen, seine Hospitäler aufzuheben, nächtliche Ueberfälle auszuführen, kurz ihn zu beunruhigen, zu peinigen, schlaflos zu machen, einzeln, und in Trupps zu vernichten, wo es nur möglich ist. Dränge selbst der Feind vorwärts, und wäre es 50 Meilen weit, so bringt es ihm geringe Vortheile, wenn der Strich, den er einnimmt, keine Breite hat, wenn er nicht mehr wagen darf, kleine Detachements zum Fouragiren und Recognosciren auszusenden, ohne die Gewißheit, daß sie ihm erschlagen werden, und wenn er nur in Masse und auf gebahnten Wegen vordringen kann, wie das Beispiel von Spanien und Rußland lehrt. § 39. Eigens für den Landsturm verfertigte Uniformen oder Trachten werden nicht gestattet, weil sie den Landstürmer kenntlich machen und der Verfolgung des Feindes leichter preisgeben. § 65. Die Dörfer sind bei Annäherung des Feindes zu verwüsten und zu zerstören. § 70. Unter den Vorräthen ist das Mehl zuerst fortzubringen oder zu verderben. Die Getränke, Bier, Wein und Branntwein lasse man auslaufen. § 71. Die Mühlen werden in den zu verlassenden Gegenden verbrannt, die Brunnen verschüttet. § 74. Korn und Getreide jeder Art, wenn es der Reife nahe, wird in Asche verwandelt.“ Und der Schluß dieses Gesetzes vom 21. April 1813 lautet: „Ein solches Volk und solche Anstrengungen segnet Gott!“

Wie also ein Jeder aus diesem und Allem, was bisher angeführt wurde, ersieht, ist es um die „sittliche Entrüstung über das herabgekommene Franzosenvolk“ eine gar absonderliche Sache. Welcher Katholik

wird sich die Zumuthung gefallen lassen, an dieser „sittlichen Entrüstung" Theil zu nehmen?

Die „Neue freie Presse" enthielt von ihrem Correspondenten Abani einen Brief aus Versailles vom 10. Februar, worin derselbe, seine Reise nach Frankreich schildernd, sagt: „Endlich tauchte in der Ferne der Straßburger Dom in der Abenddämmerung auf. Ich hatte ihn zum letztenmale begrüßt, als ich nach der Schlacht von Wörth mit dem letzten Eisenbahnzuge Straßburg verließ. Der alte, heilige Riese hat Vieles mit ansehen müssen! Er kann nicht Freude empfinden über die wiedererstandene Größe des Volkes, aus dessen gläubiger Kraft er entstand. Oben auf der Spitze des Thurmes flatterte träge eine schwarzweiße Flagge. Er schien sie leidend zu dulden Er zürnt den Deutschen, und ich weiß, warum.

„Als bei Kehl die badischen Batterieen zu spielen begannen, vermaß sich ein Kanonier, auf den ersten Schuß die Spitze zu treffen. Man verlachte ihn. Der Kanonier zielte lang und sorgfältig. Die Officire umstanden neugierig den geschickten Artilleristen. Der Schuß kracht. Alle Fernrohre richten sich nach dem Thurme. Eine — zwei — viele Sekunden vergehen, da jubelt es in der Batterie. Gott sei Dank, die oberste Spitze, das Kreuz des Thurmes ist glücklich zerstört! Der Kanonier soll das eiserne Kreuz bekommen haben. Der Straßburger Münster aber ist seither nicht gut auf die Deutschen zu sprechen. Ja, hätten sie ihn noch länger beschossen, ich glaube, er wäre ihnen später mürrisch auf die Köpfe gefallen, um sie zu begraben. C'est la guerre!

„Als ich am Abende des 6. Februar Straßburg durchschritt, schnürte es mir das Herz zusammen. Die Soldaten, welche mit mir Eines Weges gingen, mußten wohl auch von dem niederschlagenden Eindrucke eines solchen Anblickes nicht frei bleiben. Sie wiederholten unaufhörlich, wie wohl die Franzosen gewirthschaftet hätten, wenn sie nach Deutschland gekommen wären. Sie fühlten das Bedürfniß, die Anklage zu entkräften, welche

aus den allerwärts entgegenstarrenden ausgebrannten Ruinen sich erhob."

Ja, ja! das ist die Redensart, womit jene bessergesinnten Deutschen die das, was unsere deutschen Brüder unter preußischer Führung an Frankreich Alles verübt, nicht gutheißen können, und doch auch nicht laut und offen mißbilligen wollen, die schreckliche Affaire bei sich und Andern zu rechtfertigen suchen: wie hätten wohl die Franzosen gewirthschaftet, wenn sie nach Deutschland gekommen wären!" Sie geben sich in der Regel die ihnen zu sichtlicher Beruhigung gereichende Antwort: „Die Franzosen hätten noch schlimmer gehaust!" Da meint nun, wie wir oben gehört, Voget: „Ich glaube, daß es so ist, denn — das zu wissen ist unmöglich", und er setzt den Trost, den sich die deutschen Philister hintennach ausgesonnen, wieder zerstörend, bei: „Und doch, was beweist das?" Man sieht, dieser Berichterstatter läßt Jedem die Wahl, auch zu glauben, daß die Franzosen bei Weitem nicht so schlimm gehaust hätten, wenn sie nach Deutschland gekommen wären, als die Deutschen in Frankreich. Es gibt sogar starke Gründe für die letztere Annahme, wenigstens ebenso starke als jene sind, die für die erste Annahme sprechen: — es zu wissen ist unmöglich. Darum will ich denn, wofern ein sittlicher ernster Deutscher bei der Ausrede: die Franzosen hätten in Deutschland noch schlimmer gehaust, seine Beruhigung findet, ihn über dieser Zufriedenheit nicht im mindesten stören: mir selbst aber erscheint der Trostgrund überaus modern, und darum für noch weit schlimmere Dinge brauchbar.

Einen gerechten Grund zur „Entrüstung", wie mir wenigstens scheint unter allen den gerechtesten, haben die Franzosen durch die Ausweisung sämmtlicher Deutschen gegeben. Man fand das hart, und mit Recht. Die Franzosen machen zwar geltend, schon gleich bei Beginn des Krieges hätten sie entdeckt, daß solche Deutsche, die es sich bei ihnen gut sein ließen, ihre Truppenbewegungen und Kriegsrüstungen an ihre heranrückenden deutschen Brüder verrathen hätten, z. B. einige sich in Paris aufhaltende Leipziger Bierbrauer Man könne ihnen

doch aber nicht zumuthen, daß sie ihre Verräther im eigenen Lande hegten. Wenn also auch zu bedauern sei, daß mancher Unschuldige mit den Schuldigen leiden mußte, so könne man doch nicht verlangen, daß die Franzosen solchen Rücksichten das Wohl ihres Staates nachsetzen. Dem sei nun, wie ihm wolle, von vielen Tausenden, die man ausgewiesen, hatte man es genau gewußt und wissen können, daß sie an jedem Verrathe unschuldig waren. Wenn Einer also ein recht animoser Deutscher sein will, so kann er sagen: diese Maßregel der Franzosen muß mich mit Entrüstung erfüllen. Nun, das ist doch immerhin ein Grund, womit man eine deutsche Entrüstung wenn nicht gerade rechtfertigen, so doch entschuldigen kann. Daher hätte man erwarten dürfen, daß wir uns diese Repressalie gegen die Vorwürfe, welche die Franzosen in der Geschichte noch gegen die Deutschen erheben werden, nicht so leicht aus den Händen nehmen lassen würde. Aber leider Gottes scheinen es die Deutschen, seitdem sie Sieger geworden, mit ihrer nationalen Ehre nicht mehr so strenge zu nehmen, oder aber sie meinen, alle anderen Völker halten für erlaubt und recht, was den Deutschen zu thun beliebt, um so den Vorwurf zu rechtfertigen, den ihnen ihr größter Dichter, Göthe, macht:

Die Deutschen sind ein fromm Geschlecht;
Ein jeder sagt: will nur was recht;
Recht aber soll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das übrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering.

Denn so eben, wo der Verfasser dieser Schrift den Deutschen dazu wahrhaft, wie soll ich nur sagen? — gratuliren möchte, daß ihnen die Franzosen mit der Ausweisung der Deutschen aus ihrem Vaterlande, wofür ihnen aber auch die Deutschen eine hübsche Zeche gemacht, um sie durch ihre Minister beim Friedensschluß überreichen zu lassen, immerhin einen Schild, wenn auch einen schwachen, geboten, womit sie alle feurigen Pfeile des französischen Bösewichts, alle Vorwürfe, die sie von den Franzosen für so manche Mordbrennerei zu befürchten

haben, abhalten können, — trifft die Nummer 86. der „Neuen badischen Landeszeitung“ mit der Meldung ein, „daß vergangenen Mittwoch, 15. Februar, sämmtliche Professoren des Lyceum's zu Straßburg den Befehl erhielten, mit Weib und Kind, mit Sack und Pack, binnen 48 Stunden das Elsaß zu verlassen! In einem einzigen Falle hat man in so weit eine Ausnahme gemacht, daß man der Frau des Ausgewiesenen gestattet hat, noch 8 Tage hier zu bleiben, um ihre Habe zu verkaufen, für die sie aus Armuth keine Transportkosten bezahlen konnte.“ Das genannte Blatt macht unter anderen folgende Glossen dazu: „Man fängt an, aufzuräumen! das heißt: die Mißliebigen und solche, die sich dem herrschenden Willen nicht auf jedwede Bedingung hin unterordnen, werden ohne jede Rücksicht angewiesen, das Elsaß zu verlassen. Man germanisirt das Land in einer Weise, die den tiefsten, unverlöschlichsten Haß hervorruft, dem Deutschthum jeden Funken von Sympathie raubt und das große herrliche Deutschland tiefer, bedeutend tiefer stellt, als seiner Zeit das russische Reich, das mit der Russificirung der Polen doch erst nach Jahrzehnten begann.“

„Welche Gedanken aber nehmen diese Verbannten mit in die Fremde, und was werden sie von deutscher Großmuth zu erzählen wissen? — Als zu Anfang dieses Krieges die Deutschen aus Frankreich vertrieben wurden, ging ein Schrei der Entrüstung durch die ganze gebildete Welt. Was wird die Welt zu diesem Falle sagen, wo man Elsässer aus dem Elsaß vertreibt, weil sie sich geweigert, den zweiten Theil dieses Reverses zu unterzeichnen: erstens, sich in Allem der deutschen Regierung unterzuordnen und zweitens, sich hinfort als Deutsche betrachten zu wollen? Sie erklärten sich bereit, das Erste zu unterschreiben, nicht aber das Zweite, denn sie seien Franzosen.

„Der Polizeistaat ist pessimistischer Natur und sieht überall Gespenster, selbst da, wo keine sind; er hält, getreu der polizeilichen Anschauungsweise, Jeden so lange für schlecht, bis er vom Gegentheil überzeugt ist und räumt sich Alles aus dem Wege, was ihm dereinst

irgendwie hinderlich sein könnte. Der Polizeistaat aber hat den Namen „deutsches Reich" angenommen.

„Solche Gedanken bestürmten uns, als wir Kunde von dem neuesten Straßburger „Ereigniß" bekamen."

Wir bleiben also dabei, wir können an der von den literarischen Falschmünzern in Deutschland in Umlauf gesetzten „sittlichen Entrüstung" gegen die Franzosen nicht Theil nehmen, nein, wir können nicht; denn dazu gibt es keinen hinreichenden Grund.

Wollte Gott, die Franzosen wären genöthigt, dasselbe zu sagen, wenn man ihnen eine Entrüstung gegen die Deutschen ansinnen möchte. Wir fürchten aber, Kinder und Kindeskinder werden sich auf Jahre hinaus an einem rachesuchenden Zorne gegen die Deutschen betheiligen, und werden an stichhaltigen Gründen für diesen Nationalzorn niemals verlegen sein. Die Deutschen haben sie ihnen geboten. Wir haben viele in diesen Blättern verzeichnet; wir wollen nur noch einen anführen und es dann genügen lassen.

Die „Neue badische Landeszeitung" brachte am 24. Februar folgende Correspondenz aus Straßburg: „die hiesige deutsche Amtszeitung enthält folgende Verfügung: „Nach so eben erhaltenem Erlasse des Herrn Civilcommissärs im Elsaß vom Gestrigen soll zufolge höherer Anordnung eine außerordentliche Kriegssteuer von 25 Francs per Kopf zur Deckung der Kosten für die Naturverpflegung der Truppen auch im Departement Niederrhein erhoben werden.

„Ich bringe dies der Bevölkerung des Departements hierdurch zur Kenntniß und füge bei, daß nach den näheren Bestimmungen meines im nächsten Präfekturblatte erscheinenden Ausschreibens die auf jede Gemeinde treffende Contributionsquote, welche sich genau nach dem Ergebnisse der letzten Volkszählung berechnet, durch die Maires sofort auf die einzelnen Steuerpflichtigen der Gemeinde nach dem Verhältnisse der vier direkten Steuergattungen vertheilt werden wird. Straß-

burg, den 20. Februar 1871. Der Präfekt des Niederrheims: Graf von Luxburg."

Man sprach ursprünglich von 5, dann von 9 Millionen Francs, die gefordert, auf beständiges Fürbitten des Maire Küß aber, der auf das augenblicklich im ganzen Elsaß herrschende Elend, so wie auf die Verdienstlosigkeit in jetziger Zeit hinwies, nicht eingezogen worden wären. Jetzt sind es sogar 15 Millionen geworden, denn diese Summe ergiebt sich ungefähr, wenn die Bevölkerung des Elsaßes 25 Francs zahlt.

Wollen Sie Angesichts solcher Thatsachen es den Elsäßern verargen, wenn sie sich mit aller Macht gegen ihre Losreißung von Frankreich sträuben? Ich vermag es wahrlich nicht. Man legt einem lange entfremdet gewesenen deutschen Volksstamm, den man uns wieder befreunden wollte, eine bei den traurigen Verhältnissen des Landes ungeheure Contribution auf und — verlangt dennoch Gegenliebe! sonderbare Schwärmer das!" *)

Nun ist es doch, erlauben wir uns dem beizufügen, durch die Weltgeschichte erwiesen, daß ein Sieger, je großmüthiger er den Besiegten behandelt, je weniger er ihn seinen Druck empfinden ließ, um so ruhmvoller in der Achtung der Völker dagestanden. Woher kommt es denn nun, daß die Herren von Preußen und ganz Deutschland geradezu allen Takt und alle Lebensart bei Behandlung des französischen Volkes außer Acht lassen? — Die „Historisch-politischen Blätter" dürften die Sache getroffen haben, als sie im Jahr 1867 schrieben: „Es fehlt nämlich dem preußischen Wesen ein gewisses Etwas zur Versöhnung der widerstrebenden Elemente; dieses preussische Wesen stößt vielmehr ab, wo es näher herantritt, und schafft sich immer neue Gegner. Das demselben mangelnde Etwas ganz genau zu bezeichnen ist nicht ganz leicht; ich glaube aber man drückt sich am füglichsten dahin aus: es sei der — Mangel an Noblesse, Preußen hätte in Folge

*) B. 59. S. 466.

des (sechsundsechsziger) Krieges — und fügen wir bei, noch mehr in Folge des jetzigen Krieges, Gelegenheit gehabt, sich endlich einmal nobel zu zeigen; es hat aber eklatanter als je das Gegentheil gethan und ganz Europa hat den Eindruck davon empfangen." *)

Doch fast hätte ich hier einen Punkt zu erwähnen unterlassen, der nicht übergangen werden darf. Ich habe oben gesagt, die Franzosen haben an und für sich den Deutschen höchstens in der Ausweisung unsrer Sprachgenossen einen Grund zu sittlicher Entrüstung gegeben. Zu diesem Grunde aber, den man wie immer ansehen mag, schwer oder leicht, kommt doch noch einer, der vielfach constatirte Ehrenwortsbruch gefangener französischer Officiere. Man hat deutscherseits darüber so entrüstet gethan, daß ich mich erinnere, sogar in einem amtlichen Erlasse, wenn ich nicht irre, des Civilcommissärs von Lothringen, gelesen zu haben, auf das Ehrenwort eines Franzosen sei künftighin nichts mehr zu geben. Das Ehrenwort, namentlich in solchen Verhältnissen gegeben, wie es ein kriegsgefangener Officier gibt, ist nun freilich ein Punkt, den man streng und genau nehmen muß. Daher ist denn der Verfasser der letzte, der in dieser Sache die Franzosen, die ja im Punkte der Ehre so empfindlich sein wollten, in Schutz nimmt, wie ja auch der Graf Chaudordy in seinem Circularschreiben sagt, daß die republicanische Regierung den Ehrenwortbruch keineswegs gebilligt hat.

Leider aber fürchten wir, daß die schwere Schuld, die die Preußen diesmal mit Recht den Franzosen vorwerfen können, wieder schwerer — nicht auf die preußischen Officiere, sondern sogar auf die preußischen Staatslenker zurückprallt. Dabei hat der Verfasser durchaus nicht des preußischen Generals York's „Abfall" von Napoleon im Jahr 1812 im Auge, von dem ein preußischgesinntes Blatt, das „Frankfurter Journal" in seiner Beilage für Unterhaltung, zur Rechtfertigung

*) Nach Abschluß der Friedenspräliminarien wurden von der Erhebung der ausgeschriebenen Millionen doch Umgang genommen.

des verfluchten Grundsatzes: „der Zweck heiligt die Mittel,“ der niemals von den Jesuiten, aber immer an den Jesuiten theoretisch und praktisch geübt wurde, dieses Jahr gesagt: „Die Convention von Tauroggen, (worin dieser in Napoleonsdiensten stehende General sich den Russen gegenüber verpflichtet, mit seiner Armee eine neutrale Stellung zu behaupten,) hat die Freiheitsbewegung des Jahres 1813 eingeleitet; aber die That, welche York damit gethan hat, kann in sehr verschiedenem Lichte erscheinen. Jenachdem man an sie mit der strengen und unerbittlichen Moralregel herantritt, oder nicht, erscheint sie als ein Wortbruch gegen Napoleon, oder als Mittel zur Rettung des Vaterlandes unter Anwendung des Satzes: der Zweck heiligt das Mittel. Tertium non datur. Alles Uebrige, wodurch man sowohl dem General York seine Ehre geben, als auch seine eigene Moral salviren will, sind sophistische Ausflüchte.“ Mag nun die Sache mit des Generals York's „historischem Treubruch“ sich verhalten, wie sie will: in der Geschichte Preußens steht der General hoch und Niemand fiel es bisher ein, ihn — ehrlos zu nennen. Nur das sei bemerkt, daß die That des französischen Generals Ducrot, der sich trotz der Capitulation von Sedan, nach welcher alle französische Officiere kriegsgefangen waren, den Preußen zu entziehen gewußt, ohne jedoch vorher sein Ehrenwort verpfändet zu haben, ebenfalls die Vertheidigung seines Vaterlandes zum Zweck hatte, im Uebrigen aber bei Weitem nicht die einen Militär und sein Ehrenwort compromittirenden Umstände an sich trug, welche der That des preußischen Generals York eigen waren. Wenn daher Bismark's Leiborgan, die „Nordd. Allg. Zeitung“ sagt, daß man dem General Ducrot ohne langen Proceß auf dem ersten besten Sandhaufen eine Kugel durch den Kopf jagen müsse, so mag sie das meinetwegen für gerechtfertigt halten.

Ich habe hier einen andern Fall im Auge, wo Preußens Ehre und Ehrenwort feierlicher engagirt war, als das irgend eines deutschen oder französischen Generals: ich meine jene „frevelnde Proklamation,“ wie sie die „Historisch-politischen Blätter“ nannten, aus dem preußischen

Hauptquartier im Jahre 1866, welche den Böhmen und Mähren die Verwirklichung ihrer „nationalen Wünsche“ in Aussicht stellte, „gleich den Ungarn,“ also der Versuch Preußens, österreichische Unterthanen zum Aufruhr und Hochverrath an ihrem Monarchen zu verleiten; dann außer diesem famosen Aufruf an die Czechen die Bildung jener „ungarischen Legion“ unter Klapka, in welche kriegsgefangene ungarische Soldaten aufgenommen wurden, um gegen Oesterreich selbst zu kämpfen, also Verleitung österreichischen Militärs zum Bruche des Fahneneides; wozu die citirten „Blätter“ die Bemerkung machen: Wessen die neue Politik Preußens fähig ist, das hat sie schon während des Krieges durch den famosen Aufruf an die Czechen und durch die futilen Manöver mit der „ungarischen Legion“ bewiesen; *) endlich, die vorhergegangenen Abmachung zu Biarritz, die Allianz mit Italien, das im Prager Friedensvertrag abgegebene, aber bis zur Stunde noch nicht eingelöste Wort Preußens bezüglich Nordschleswigs. Die preußischen Staatslenker haben aber bei allen diesen Anlässen gehandelt, als ob es gar keine Ehre mehr gebe, als ob ein Ehrenwort eine Lächerlichkeit und ein Vertrag nur geschlossen sei, um

---

*) Es genügt an die berüchtigte „Stoß=ins=Herz=Note“ des preußischen Gesandten Usedom zu erinnern, worin folgende Sätze vorkommen: „Nach allen Mittheilungen, die der preußischen Regierung über die ungarische Frage geworden sind, würde eine solche Expedition (nach der Ostküste des adriatischen Meeres aus Freiwilligen gebildet unter dem Befehle Garibaldi's) eine überaus herzliche Aufnahme bei den Slaven und Ungarn finden. . . Dagegen werden die kroatischen und ungarischen Regimenter der österreichischen Armee sehr bald sich gegen Heere zu schlagen weigern, die in ihren eigenen Ländern als Freunde aufgenommen worden sind. Von Norden, über die Grenzen des preußischen Schlesiens, könnte ein so weit wie möglich aus nationalen Elementen gebildetes fliegendes Corps in Ungarn eindringen.“ Ebenso beweist die Veröffentlichung der bekannten chiffrirten Depeschen Bismarks in dem Werke des österreichischen Generalstabs — ein unsägliches Benehmen Preußens, das alles andere eher ist als — ehrenvoll. Darin instruirte Bismark den preußischen Gesandten zu Paris, daß ihr königlicher Herr, der seiner Zeit gelobte, einem deutschen Fürsten keinen Fuß breit Landes zu nehmen, „vor Allem Werth auf Annexionen lege“ und lieber abdanken werde, als „ohne bedeutenden Ländererwerb für Preußen zurückzukehren.“

ihn zu brechen oder wenigstens sich nicht um ihn zu kümmern. Was ist also der Ehrenwortbruch eines kriegsgefangenen französischen Sekondelieutenants, den das Unglück seines Vaterlands wieder in den Kampf treibt, der also sein Ehrenwort bricht, nicht um Verrath zu begehen, nicht um Geld zu bekommen, sondern um sein Leben in die Schanze zu schlagen; was ist ein solcher Ehrenwortbruch gegen all das, was sich die preußische Regierung und Kriegsleitung im Jahre 1866 zu Schulden kommen ließ und wofür alle ehrlichen Leute nur ein Wort kannten: Perfidie! — Doch man weiß es längst, in Berlin und überall, wo man den Zug nach Berlin verspürt, besitzt man bereits große Fertigkeit im Kameeleverschlucken und Mückenseien.

Zum Schlusse dessen, was wir über der Deutschen „sittliche Entrüstung" gegen die Franzosen zu sagen haben, soll ein Wort des alten Görres wiederholt sein, das derselbe einst über Kotzebue's Mord durch den Studenten Sand gesprochen: „Daß die That nicht christlich gewesen, darüber sind wir alle sicher einverstanden, aber Gott weckt bisweilen heidnische Tugend, um jene christliche Heuchelei zu strafen, die während sie mit Leichtsinn ungerechte Kriege beschließt, worin Hunderttausende von Menschen fallen, nur dann des Christenthums gedenken will, wenn die Flamme, der sie von Ferne mit Vergnügen zugesehen, endlich das eigene Dach ergreift." Manche That der Franzosen mag nun allerdings ebensowenig christlich gewesen sein, als das von Bismark in seinem Brief an den Grafen Renard, preußischer Civilcommissär zu Nancy, mit so kalter geschäftsmäßiger Ruhe erwähnte „Brandlegen und Beschießen"; aber sie tragen doch so ziemlich alle den Stempel „heidnischer Tugend" an sich, welche das französische Volk immerhin berechtigt, unter den Nationen, die deutsche nicht ausgenommen, Umfrage zu halten: welche von euch hätte uns das nachgethan? Hingegen hat sich die deutsche „sittliche Entrüstung", wo sie immer sich fand, bei Hohen und Niedern, vielfach als pure Heuchelei ausgewiesen. Daher ist jedenfalls des alten Görres Bemerkung auch hier am Platze.

Mit dieser salzigen Abfertigung ist es aber mit der sittlichen Entrüstung, die während dieses schrecklichen Krieges durch Deutschland gegangen, noch nicht zu Ende: sie hat sich nicht blos gegen die Franzosen gewendet, sondern auch gegen jene Deutschen, die nicht Alles nachmeinen wollten, was ihnen Preußen und seine Anbeter vormeinten, und nicht Alles glauben mochten, was ihnen beschnittene und unbeschnittene literarische Freibeuter zu glauben vorstellten. Als solche galten aber während dieses Krieges zwei ganz verschiedene Klassen von Deutschen, nämlich jene, die in falscher und wahrer Demokratie machen, und die Katholiken. Daher nahm denn diese sittliche Entrüstung gegen die Demokraten den Charakter der Denunziation, gegen die Katholiken den einer niederträchtigen religiösen Hetzerei an. Unter allen Standpunkten aber, die heutzutage, wie schon einmal gesagt, von den Männern des modernen Schlags in so großem Vorrathe und Lager gehalten werden, ist sicherlich keiner so schlecht, so erbärmlich und eines vernünftigen Menschen so unwürdig als der, an welchen die Mission geknüpft ist, zu denunziren und den Religionshaß zu schüren. Deßhalb kann denn auch ein Katholik mit diesem Standpunkte, den man uns als den zeitgemäßen zumuthet, um von ihm aus unser Verhalten während eines Krieges zu regeln, nie und nimmer sich befreunden. Ein Baum, der diese zwei Früchte, das Denunziationswesen und die religiöse Hetzerei trägt, kann von einem Katholiken weder gepflanzt noch begossen werden.

Was nun aber die Angriffe auf die deutschen „Demokraten" anbelangt, so haben diese in ihren Blättern sie sammt der „Entrüstung" aus der sie entsprungen, mit wuchtigen Schlägen heimgezahlt. Daher ist es nicht nothwendig und zunächst auch nicht meine Sache, von der Anklage gegen die deutschen Demokraten, von denen mehrere in Preußen angeblich wegen ihrer Sympathieen für die Franzosen eingekerkert wurden, ein Langes und Breites zu reden, und nur, um die ganze Verwerflichkeit des modernen Standpunktes während eines Krieges zu zeigen, soll einiges Interessante hier seine Stelle finden.

Im Laufe des letzten Jahres schrieb der Tübinger Aesthetikprofessor Vischer einige Artikel in die Augsburger „Allgemeine Zeitung" gegen das französische Volk und brachte es nach vielen brutalen Ausdrücken bis zu folgendem Ausspruche: „Das deutsche Heer wird euch unverschämte Nation zusammenschnüren, bis euch das Blut aus den Nägeln spritzt." Nun gibt es in Deutschland noch immerhin Leute, die mit Recht auf Anstand und Bildung Anspruch machen dürfen, und dazu gehören auch solche, denen es doch zu viel gesagt, wenn man das französische Volk Lumpennation nennt. Daher ließ sich Einer, — wenn wir nicht irren, von demokratischer Gesinnung, herbei, mit dem Tübinger Aesthetiker einen „kritischen Gang" zu machen Ludwig Walesrode enthüllte in der „Frankfurter Zeitung" mit schneidender Logik und wuchtigen Hieben, aber elegantem Satzbau die entsetzliche Rohheit, welche hinter der unästhetischen Hetzerei des Tübinger Aesthetikers steckt. Er richtet unter Anderm an Vischer die Frage, und bittet ihn um seine Meinungsäußerung, ob nicht eine französische Mutter dieselben Schmerzen erdulde, wie eine deutsche, die ihren Sohn jämmerlich auf dem Schlachtfelde umgekommen weiß. Die Mater dolorosa mit dem Schwert im Herzen, hält er ihm entgegen, gehörte keiner von beiden sich bekriegenden Nationen an, ist aber um so mehr beiden gemeinsam. Walesrode redet dann ein weiteres Wort mit dem Professor und will diesen, so scheint es, auf logischem Gange zur Erkenntniß führen, „wie er, ein „ewiger Abschütz in der Politik," durch seinen Abfall vom großdeutschen Gedanken, dem er zu Zeiten diente, und der wahren Freiheit des deutschen Volkes, welcher ein Mann, wie er, immer dienen sollte, dann aber besonders durch sein pustendes, polterndes Pathos und, wie er selbst sagt, durch „seinen gewollten Grimm, herkommend von Zeitungsberichten (!) über Verwundung, Verstümmelung, Blendung, Ermordung deutscher Verwundeter" der Welt nur den patholischen Zustand verräth, in welchen ihn auch die jetzige Krisis wieder einmal versetzte, und daß er sich durch nichts als seine besondere Griesgrämigkeit von der unselbstständigen

und nachbellenden Menge unterscheidet, welche von der Hetzlektüre unsrer deutschen nationalliberalen Parteiblätter „herkommt.“ Namentlich lobt er den Professor, daß er durch seine Rede kurz vor Beginn des Krieges, in der es „Citate aus Göthe und Schiller wie Sternschnuppen in den bekannten Sternschnuppennächten regnete“, die Begeisterung seiner Zuhörer, von denen Viele aus dem Hörsaale zu den Fahnen einberufen waren, in helle, lichterlohe Flammen setzte, und fügt dann diesem Lobe die für das Thun unsrer deutschen Professoren recht passende, wenn auch bittere Ironie bei: „Und gewiß auch war es schön, war es gut, daß Sie in so bedeutungsvoller Scheidestunde mit zündender Ansprache die Flammen patriotischer Begeisterung in die jugendlichen Herzen schlagen ließen. Sonst allerdings, wenn die Dinge im Staate ihren gewohnten Gang gehen, wird die Jugend unsrer Hochschulen von aller Betheiligung an vaterländischen Interessen, patriotischen Kämpfen und Entwickelungen, als tief unter den Zwecken und der Würde der Brodwissenschaften liegend, systematisch fern gehalten. Ein Anderes aber ist es, wenn die Noth an den Mann geht, wenn „der Wilde schon an den Mauern tobt“, wenn das Vaterland in Gefahr starker, tapferer Arme und hingebender Herzen bedarf. Dann ist es zweckdienlich und löblich vom Katheder herab, die Offenbarung vom Vaterlande zu verkünden, vom heiligen in der Dichtung Weihe idealverklärten Vaterlande. Den Blick einem leuchtenden Ideale zugewendet, kämpft, blutet, und stirbt die lebensfrische Jugend ja so willig! Nur wäre zu fragen, ob unsre Professoren, und unter diesen wieder in erster Linie die Professoren der Aesthetik, nicht auch Gelegenheit hätten, selbst mit etwas weniger Muth als dazu gehört, einer französischen Mitrailleuse entgegen zu gehen und über die Schrecken des Todes sich zu erheben, blos mit dem Muthe einer mannhaften, nicht wankenden Ueberzeugung für Recht und Freiheit im innern Vaterlande zu streiten? — Auch Recht und Freiheit haben in Deutschland ihr „inneres Düppel“, gegen das zu kämpfen nicht Blut aber Muth erforderlich ist. Und sollte

den Enkeln Schillers nicht etwas „Männerstolz vor Königsthronen geziemen?“

Dann weist er dem Professor nach, daß er seinen Zuhörern in glänzendem Gewande — einen Unsinn vorgeführt, basirt auf jenes Professoren-Einmaleins, in welchem für die Weltgeschichte 2 × 2 = 5 oder eine andere Summe, die dem Professor eben beliebt, sein muß, — ein Abenteuer, das deutschen Professoren gar oft passirt, weßhalb darüber nicht viele Worte zu verlieren sind.

Hernach ergötzt er sich an des Professors Candidatenrede für ein Abgeordnetenmandat auf dem Rathhause zu Horrheim, am 4. Dezember 1870, worin er es mit titanenhaftem Humor verstanden, die Einbildungskraft der Horrheimer von den gemeinen Erscheinungen des Lebens, im kühnen Fluge, auf die Höhe des idealen Gedankens, der metaphysischen Anschauung, ja der apokalyptischen Vision, emporzuheben, von des Pfarrers von Flöhen geplagtem Spitz hinauf zu dem auf seinem Donnerwagen mitten unter den himmlischen Heerschaaren daherfahrenden Jehovah! — Ich möchte nicht, redet Walesrode den Professor an, daß meine Leser auch nur einen Augenblick mich in dem Verdacht hätten, daß ich mir einen Spaß mit Ihnen mache. Ich erzähle Ihnen das Geschichtchen nach, das Sie in Ihrer Wahlrede aus Ihrer Vikarzeit erzählten. Denn gleich Ihrem berühmten Collegen, Friedrich Strauß, waren auch Sie ursprünglich bestimmt, Gottes Wort von der Kanzel zu predigen. Hinterher wandten Sie sich aber der Aesthetik, dem schönen Heidenthum zu, wo man doch sieht wo und wie und was? — Sie wurden damals im obersten Stock des Horrheimer Pfarrhauses einlogirt, von dem die Rede ging und allgemein, vom Pfarrer selbst geglaubt wurde, daß es dort nicht richtig sei, daß es spucke, ohne daß dem allnächtlichen Höllenlärm auf die Spur zu kommen war. Da wurden Sie in der Christnacht mit dem Schlage 12 Uhr von einem fürchterlichen Poltern aus dem Schlafe geweckt; Ihre Bettlade wackelte, die Fenster klirrten, die ganze Stube war im Rumor. Sie untersuchten unerschrocken die Sache und wer war's? — „Nero,

der Kettenhund!" oder doch etwas Verwandtes — des Pfarrers Spitz! Doch ich muß Sie das mit Ihren eigenen Worten erzählen lassen, um den Lesern den vollen Genuß zu bereiten. Sie erzählen, nach dem „Enzbote" Nr. 147: „Ich erwachte tief in der Nacht wieder an einem solchen Lärm und erkannte nun, was es war. Des Pfarrers Spitzhund schlief auf einem wackeligen Sessel unten an meiner Bettlade; der kratzte sich; davon wackelte der Stuhl, zitterte die Bettlade, klirrten die Scheiben und schien es, als werde Alles in der Stube geschüttelt, denn das ganze Haus war eine alte Lotterfalle. In der Nacht kommt Einem bekanntlich jedes Geräusch hundertmal größer vor, und so war das Räthsel gelöst. Meine lieben Horrheimer! Es geht jetzt auch ein Geist um in der Welt, in Deutschland, aber das ist ein anderer Geist, als der damals im Pfarrhaus spuckte; es wettert jetzt auch, aber das thut nicht des Pfarrers in Horrheim sein Spitzer, sondern Jehovah führt daher auf dem Donnerwagen mit seinen Heerschaaren, daß die Erde zittert von dem furchtbaren Schall, und er ruft im Sturm und Donner uns zu, es sei Zeit, daß wir uns ein neues Haus bauen!" — Wahrlich, das ist groß, erhaben, shakespearisch! — Nur fürchte ich, Herr Professor, daß auch in dem neuen Hause „des Pfarrers in Horrheim sein Spitzer" Ursache haben wird, sich zu **kratzen**."

Endlich sagt Walesrode dem Professor das Schönste zum Schluß: „Ich verkenne bei alledem die Bedeutung nicht, die Ihre Rede im Polytechnikum für Sie selber hatte. Wie ein zweiter, nein, wie ein dritter Orest, haben Sie sich in derselben von der Schuld Ihrer sündhaften „Epigramme" gegen Preußen gesühnt. Dieser Krieg von 1870 kam Ihnen sehr gelegen. Er brachte auch Ihrem innern Menschen Erlösung von dem quälenden Doppelsinn des Lebens", um mit Schiller zu reden. In hoc signo, unter schwarz-weiß-rother Fahne, konnten Sie jetzt gewissensruhig Ihr Schifflein in's preußische Fahrwasser steuern. Es war mir, als hätte ich's mit meinen leibhaftigen Augen gesehen, wie Sie in den hellaufschlagenden Flammen der Begeisterung,

welche Ihre Rede in den Herzen Ihrer jugendlichen Zuhörer und der Leser des „Schwäbischen Merkur" entzündet, einige aus der Geschichte des Jahres 1866 und aus Ihren „Epigrammen aus Baden-Baden" gerissene Blätter eigenhändig und feierlichst verbrannten, wie es die deutschen Burschenschaftler anno 1817 beim Wartburgfest mit den Schriften Kotzebue's gemacht. Glücklicherweise aber haben Sie nicht, gleich unsern armen Studenten aus der schwarz-roth-goldenen Zeit, wegen dieser Procedur die halsnothpeinliche Untersuchung eines Tzschoppen, Dambach, Kamptz und Consorten zu fürchten, nicht Berliner Hausvogtei, nicht in lebenslängliche Festungsstrafe gemilderte Enthauptung. Im Gegentheil, Sie sind nach jener Seite hin ein besserer Mann geworden. Höchstens daß diese kritische Untersuchung ergibt, daß wie Ihre politischen Grundsätze so auch Ihre Aesthetik ein Loch hat, „nicht so tief wie ein Brunnen, noch so weit wie eine Kirchenthür", es ist nicht größer als ein Knopfloch, aus dem ein buntes Bändchen jederzeit hervorzulugen Platz hat, doch ist es „grade groß genug", wie Merkutio sagt. Es ist eben die Stelle, an welcher auch Unsterbliche sterblich sind."

Derlei Kritik aber übt man an einem deutschen Professor, zumal der Aesthetik, nicht ungestraft: man ladet sich damit den ganzen griesgrämigen Dünkel, der in jedem deutschen Professor spuckt, auf den Hals, und das will nicht wenig sagen. Denn die deutschen Professoren sind schon sonderliche Käuze, und der Holländer dürfte nicht Unrecht haben, der voriges Jahr in dem „Stedelijk Dagblad" folgendes Urtheil abgegeben: „Der deutsche Professor ist ein Mann von großer Gelehrsamkeit und, wenn er kein Ausländer ist, gewöhnlich ein warmer Politiker. Er bekennt sich sehr bestimmt zu dieser oder jener politischen Farbe. Das findet man in den Niederlanden nicht so häufig und die Wissenschaft hat hier nicht so sehr darunter gelitten. Der Professor, dünkt uns, ist der Regent der Wissenschaft; sein Studirzimmer ist sein Vaterland, seine Bücher sind seine Unterthanen und zugleich seine Lehrmeister. Wir denken uns einen Professor vor allem groß auf

dem Katheder und zu sehr mit seinen Studien und seinen Schülern beschäftigt, um an den Staatsangelegenheiten thätigen Antheil nehmen zu können. Er muß in der gelehrten Welt Ansehen haben, nicht im Staate; er soll ein Bürger des wissenschaftlichen Gemeinwesens sein. Der Professor bildet wohl Staatsmänner, aber er braucht nicht selber ein Staatsmann zu sein. Er hat im Staatswesen im Allgemeinen nur eine unterweisende Stimme. Wenn er in Staatssachen eine active Rolle spielt, dann sind seine gelehrten Ansichten und Vorträge nicht mehr unparteiisch, und anstatt die Saat der Bildung und Gelehrsamkeit auszustreuen, wie es sein Beruf ist, säet er Parteilichkeit undgibt der akademischen Jugend Veranlassung, sich an dem politischen Treiben zu betheiligen. Diese verderbliche Tendenz besteht in Deutschand, wo die Minister Niebuhr, Savigny, Bunsen, Jolly Professoren in re waren, und die Professoren Bluntschli und Treitschke Minister in spe sind. Auf diese Weise ververdirbt man, wie wir glauben, zwei große treffliche Anstalten, den Staat und die Schule. Der deutsche Professor ist ein Brunnen von Gelehrsamkeit, doch nicht immer ein artesischer, der hell und kräftig fließt. Er ist nicht immer Pedant, aber wegen seiner allzutiefen Gelehrsamkeit zuweilen unverständlich; er weiß sich auf die Höhe der Wissenschaft zu stellen, doch nicht immer auf den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes."

Kein Wunder also, daß der Tübinger Professor die üble Nachrede, daß er, ein Professor, nicht Recht gehabt, sondern sich, wie ein anderes Menschenkind, recht unästhetisch geirrt haben sollte, nicht schweigsam einsteckt: er kam abermals und, überzeugt, die Unfehlbarkeit, zu welcher ein deutscher Katheder verpflichtet, verlange durchaus, daß der Herr Professor der früheren „Auslassung seines Zornes" gegen das französische Volk sich annehme und den Zorn als einen „gerechten" legitimire, welcher einem Professor nicht nur nicht als Verirrung angerechnet werden könne, sondern als Grademesser seiner tiefästhetischen Einsicht in den Schaden der französischen Nation angesehen werden müsse. Er wiederholt, schreibt der „Stuttgarter Beobachter" in Nr. 29, sämmtliche

Sottisen, die er früher gesagt, alle seine willkürlichen Behauptungen und Anklagen, natürlich ohne irgend einen Beweis, — davon kann bei einem Professor selbstverständlich keine Rede sein, um so, indem er sie mit kreischenderer Stimme vorbringt, wenigstens den Glauben zu erwecken, daß er sie noch glaube, folglich damals ehrlich geglaubt habe. Um nicht bekennen zu müssen, daß die Vorwürfe, welche sein „gewollter Grimm" der deutschen Demokratie, wie der französischen Nation gemacht hatte, theils falsch, theils übertrieben waren, malt er sich nun mit noch keckerem Pinsel vollständige Zerrbilder von beiden aus, von welchen sich diesseits wie jenseits des Rheins wohl Niemand mehr getroffen fühlen wird. Seine Verfolgung gegen die ihrer Gesinnung und ihren Grundsätzen auch im Kriege treu gebliebenen Demokraten setzt er auch diesmal fort, aber er vergißt, daß auch für die fangerpichtesten Häscher ein Steckbrief an Werth verliert, wenn er den Verfolgten schwärzer macht als er ist und ihm Eigenschaften und besondere Kennzeichen andichtet, welche nur in der Einbildung des Verfolgers existiren. . . .

Wer mit der Geschichte vertraut und in politischen Entwicklungen zu Hause ist, weiß, daß Freiheitsparteien, welche sich in scharfen Gegensätzen zu den einheimischen Regierungsgewalten befinden, während auswärtiger Kriege bei der geängstigten Menge leicht in den Verdacht gebracht werden können, zum Landesfeind zu halten, und wird sich, sofern er ein geistig freier und unabhängiger Mann ist, daher seinerseits hüten, solche Ausnützung nationaler Vorwände zur Unterdrückung und Verfolgung redlich kämpfender Parteien zu unterstützen. Anders der ästhetische Dilettant in der Politik von Tübingen. Statt sich zu schämen, daß er „in der ersten Auslassung seines gerechten Zornes" Andersdenkenden, d. h. solchen, die seinen neuesten Sprung nicht mitmachten, mit dem Standrecht gedroht hat, ruft er diesen vielmehr zu, sie sollen froh sein, daß ihnen nur gedroht worden, daß sie nicht wirklich standrechtlich behandelt wurden, „in Frankreich thäte man es." Und nun spricht er wörtlich: „Viele Tausende Stimmen haben

den bösen Narren in unsrer deutschen Demokratie, wie sie jetzt ist, vergeblich zugerufen, daß jedes Wort des an den Feind vergeudeten Mitleids, jedes Wort zum Preise der „edlen Nation" (woher hier die Anführungszeichen, ist unerfindlich,) jedes Wort gegen Rückforderung der uns gestohlenen Grenzländer den Krieg verlängert, weil es den Franzosen Freunde zeugt in unserem Lager; sie können es vollkommen wissen, diese Verstockten, Tauben, daß ein einziges Wort dieser gewissenlosen Fürsprache für den Feind, Hunderten in unserem Heere, ihren eigenen Söhnen, Brüdern das Leben kosten kann; sie wissen, daß es im Krieg anders ist als im Frieden, wo jeder seinen Unsinn schwatzen mag, daß im Krieg der Boden unter den Füßen brennt, daß jede Silbe, die dem Feind Wasser auf seine Mühle führen kann, Verrath am Vaterland, Blutschuld am Vaterland, jeder Laut des vorwiegenden Mitleids mit dem fortkämpfenden Feind wilde Grausamkeit gegen das eigene Fleisch und Blut ist — vergeblich! vergeblich! Sie hören nicht und wollen nicht hören. Ihr elenden, verschobenen, verschrobenen, verdrehten und verrenkten Seelen, ihr seid Barbaren der Humanität, Vandalen des Mitleids!" — Bis zu solchem Paroxysmus, fügt der „Beobachter" hinzu, steigert sich auch diesmal der gewollte und nicht gewollte Grimm dieses Hypochonders, der einen Widerspruch gegen das, was er, der ewige Abeschütz in der Politik, in diesem Augenblick — wie lange wird derselbe wohl währen! — für das allein Rechte und Seligmachende hält, weder begreifen noch ertragen kann.

In diesem Tübinger Aesthetikprofessor aber, bei dem ich mich denn doch länger, als ich wollte, aufgehalten, haben wir nun, wie Jedermann aus den beigebrachten Belegstücken erkannt haben wird, einen vollgiltigen Vertreter und Repräsentanten jener modernen „Stänkerei", die seit 1866 Tausende im „deutschen Reiche" gegen alle jene, die noch einigen Sinn für Recht und Freiheit in Deutschland sich bewahrt, als ehrsames Geschäft betreiben: mit ihm hat man alle erkannt, die unter dem deutschen Volke das Denunziationswesen cultiviren. Daher wird jeder ehrliche Mann dem „Beobachter" beistimmen müssen,

wenn er über diese politischen Vehm-Richter also ausruft: „O, du großes, herrliches Deutschland! Nun kann dir's nimmer fehlen! Während die einen deiner Söhne den Erbfeind in seinem eigenen Horst vertilgen, sind die andern unabläßig bemüht, die innern Franzosen aufzuspüren, zu entlarven und zur Exekution vorzuführen.

Wie schön ist neben dem großen
Dies schlichte Heldenthum!

O ihr edlen, graden und aufrichtigen, verklärten und erhabenen Seelen, die ihr euch's zur Mission machet, alles Unreine vom Boden des Vaterlandes hinauszukehren, die ihr euch selber salbet zu der freiwilligen Verfolgung, zu Aposteln des Standrechts, zu Engeln des Gerichts! Bald wird das bekannte flammende Schwert Alles aus dem kindlichen Paradies des unschuldigen Deutschlands verweisen, was vom verbotenen Baum der Erkenntniß genossen hat."

Schändlicher noch als um das Denunziren war es in diesem Kriege um die confessionelle Hetzerei bestellt. Darin wurde von Deutschen gegen Deutsche wahrhaft Großartiges geleistet, das namentlich die Katholiken mit Angst und Schrecken erfüllen muß, wenn es so fortgetrieben werden darf. Diese große Katholikenhetze wurde freilich schon 1866 inaugurirt und zum Kriege ausgenützt. Es war im Monat Mai jenes Jahres, berichten die „Historisch-politischen Blätter",*) als plötzlich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", das Leiborgan des Herrn von Bismark, einen politischen Tagesbericht bekannt machte, der den ausgesprochenen Zweck hatte, „die Evangelischen (namentlich Oesterreichs) zur Wachsamkeit aufzufordern, da sich das Haus Habsburg zu aller Zeit als der Todfeind der evangelischen Kirche (!) erwiesen habe, und auch in neuester Zeit in Wien Erlasse ergangen seien, welche die Würde der Evangelischen beleidigen, welche im lauten Widerspruche mit völkerrechtlichen Verträgen stehen und in gewohnter Weise die Bestimmungen der Bundesakte mißachten." Es war damals

*) B. 58. S. 655 Jahrgang 1866.

die Zeit, wo eine Appellation an den Fanatismus der mittel- und süddeutschen Protestanten dem preußischen Politiker zeitgemäß erscheinen konnte, um deutsche Bundesgenossen gegen Oesterreich zu erwerben; und die confessionelle Hetze, die während des Krieges in ganz Deutschland losgebrochen, hat die Vermuthung bestätigt, daß dem Artikel des officiösen Organs allerdings jene Absicht nicht fern gelegen habe . . . Hatte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bald darauf den (übrigens nicht vorhandenen) „Zwiespalt der katholischen Dynastie in Sachsen mit dem evangelischen Land“ unter Hinweis auf alle möglichen Gefahren besprechen zu müssen geglaubt, so beschwichtigte die fromme „Kreuzzeitung“ ihr „evangelisches Gewissen“ über ein Zusammengehen Preußens und Italiens gegen Oesterreich und nannte es Principienreiterei, wenn man sie anderweit an ihren bisherigen Standpunkt erinnerte. . . . Für Leute eines gewissen Schlages bedurfte es nur eines Winkes um sie zu überzeugen, daß jetzt die Zeit günstig sei, um ihren schwer verhaltenen Haß gegen Alles, was den katholischen Namen trägt, frei zu äußern. Mit einer Fruchtbarkeit, wie sie dem schleichenden Gewürm eigen ist, wurden nunmehr die ungeheuerlichsten, gemeinsten und schamlosesten Gerüchte erfunden und durch die Presse verbreitet, Gerüchte, wie sie eben nur die Bosheit gegen die Katholiken ersinnen, nur die Dummheit glauben kann. . . . Hier wurde auf den zur Täuschung Ungebildeter ersonnenen Armeebefehl Benedeks (eine Räuberproklamation), dort auf ein sogenanntes „böhmisches Kirchengebet“ (ein fluchwürdiges Machwerk das von Berliner und andern Zeitungen gläubig veröffentlicht ward) ausdrücklich hingewiesen, um dem Volke begreiflich zu machen, „daß ein verheerender Religionskrieg, blutiger als der dreißigjährige, bevorstehe, daß dieser Krieg lediglich von den katholischen Oesterreichern heraufbeschworen werde und daß Preußen in Gefahr schwebe, in einem Kampfe mit den rohesten Barbaren des Erdkreises (Kroaten, Panduren und so weiter) die heiligsten Güter einzubüßen.“ (Kreuzzeitungs-Artikel: „Oesterreich, unsere Armee und die Wahlen.“)

Die ausgestreute Saat fing alsbald an emporzuschießen und Früchte zu tragen. Das ist die Zeit, wo sich dem intelligenten und allzeit geschäftigen preußischen Staatsbeamten ein weites Feld für seine Thätigkeit eröffnet: die Zeit der Spionage, der Denunziation, der landräthlichen Untersuchung, der Gensdarmen-Uebergriffe, der confessionellen Bierreden in den Wirthshäusern, der schamlosen Verbreitung lügenhafter Gerüchte, der Pöbelhaftigkeiten, der Beschimpfungen von Priestern und glaubenstreuen Katholiken auf offener Straße: viele höchst gravirende Anklagen in einem einzigen Athemzuge! Und doch ist dabei noch nicht die Eröffnungsrede, welche der Rektor der Greifswalder Universität Dr. Becker am 15. Mai 1866 gehalten, deren Grundton dahin ging: „Es muß zum Kriege kommen zwischen dem protestantischen Norddeutschland und dem südlichen Oesterreich; denn in Oesterreich herrscht der starre päpstliche Katholicismus, der die Freiheit der Gedanken hindert;" ja, ja, das war der Grundton dieser officiellen Rede über den „Gustav-Adolfs-Ritt in katholisches Land." Notorisch steht soviel fest, daß der ministeriellen Norddeutschen Allgemeinen und der Kreuzzeitung der Ruhm gebührt, den Funken des Brandes in's Land geschleudert zu haben.

Aber was ist all das aus dem Jahr 1866, so schmachvoll und kränkend es auch gewesen, gegen die große Katholikenhetze, welche man während des deutsch-französischen Krieges in's Werk gesetzt und so diabolisch durchgeführt hat? Was ist doch das eine elende, niederträchtige Rolle, die Eltern, Brüder und Freunde der katholischen Soldaten, die in fast gleicher Anzahl mit den protestantischen auf den Schlachtfeldern Frankreich's gekämpft und geblutet, als Vaterlandsverräther zu brandmarken aus keinem andern Grunde, als weil sie katholisch sind, und ihre katholische Religion als Zielpunkt aufzustellen, der gleichzeitig mit dem Franzosenthum vernichtet werden müsse! Diese Rolle aber haben sie alle übernommen, die mit dem Juden Bamberger für Schürung „des Hasses und Grimmes" zu Hause gesorgt, und haben sie mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung so trefflich ausgespielt, daß es ein Unrecht

wäre, wenn sie nicht mit Ordenssternen belohnt würden. Mit dem Ausspruche des alten Görres als Motto an der Spitze: „Mache Jeder sich gefaßt auf Alles, was Zeiten, in denen die Welt aus ihren Fugen gewichen, bringen können" — brachte Ende Februar dieses Jahres ein katholisches Blatt, das „bayrische Vaterland", eine kurze Zusammenstellung alles dessen, was nur die bayrischen Blätter an den Katholiken während des Krieges gefrevelt. Nach der Bemerkung „daß die Katholiken Deutschlands einer gefahrvollen Zukunft, die für sie sogar das Marthyrium im Schooße tragen kann, entgegengehen", fährt es fort:

„Hoffen wir das Beste, seien wir aber auf das Schlimmste gefaßt!" sagen auch wir, wie eine hochachtbare katholische Stimme im „Mainzer Journal" den Katholiken Deutschlands zu Neujahr zugerufen hat.

Man fragt nach Beweisen, daß wir dem Marthyrium entgegengehen. Aus dem „Augsburger Weltbatt" und der „ehrenhaften" „Abendzeitung", wie nicht minder aus sämmtlichen Kloakenblättern Bayerns ertönen von Zeit zu Zeit die Signale zu dieser blutigen Aktion, und täglich mehren sich die leidenschaftlich wilden und rohen Ausbrüche der journalistischen Freibeuter, täglich treten sie mit ihren Drohungen und Mordgelüsten dreister und frecher hervor. Aus ihnen lesen wir unser tragisches Schicksal; „seien wir darum auf das Schlimmste gefaßt!"

Vernehmen wir Einiges von dem, was die in der Freimaurer Diensten und Sold stehende „Allgemeine Zeitung" schreibt:

„Auf den Schlachtfeldern am Rhein wird nicht gegen Frankreich allein gekämpft; es gilt auch einen Kampf gegen romanische Weltfesselung, es gilt einen Kampfe gegen die Priesterschaft."

„Das deutsche Volk befreit die Welt von dem Inkubus eines doppelten Größenwahnes; der französisch-militärischen Infallibilität wird die Infallibilität des Papstthums in das Nichts nachfolgen müssen."

„Das protestantische Kaiserreich ist der Gegensatz zum einstigen katholisch-römischen Reich deutscher Nation."

„Der Katholicismus ist ein giftiger Schwamm in unseren Eingeweiden, er ist eine Verschwörung gegen Staat und Kultur, ein geistiges Ungeheuer mit festkrallenden Pranken." [1])

Der Katholicismus soll enden und ausathmen und muß zu Grabe getragen werden durch das deutsch-protestantische Kaiserthum! So meint die Alte in ihrem Sinn, indem sie, um mit Görres [2]) zu reden, „hochstelzig mit überlangen Beinen wie Laufspinnen über die Zeit und die Geschichte hinwegstolzirt."

Hören wir einige Sentenzen der „Abendzeitung":

„Wir bekämpfen als gute Deutsche und Altkatholiken (!) den finstern Geist eines Zeitalters, das die Jesuiten und ein großer Theil des Klerus wieder heraufbeschwören möchten. Und von diesem Kampfe abzustehen, ehe er ausgetragen ist, hieße sich und das Vaterland aufgeben."

„Den Hetzereien der schwarzen Wühler muß man etwas Anderes entgegensetzen als fromme Geduld und Schonung, und für den Patriotismus der verbissenen Römlinge wird hoffentlich die Anerkennung nicht ausbleiben."

„Haben unsere Truppen auf dem Schlachtfelde die französische Oberherrschaft zertrümmert, so gibt es auf dem Gebiete des Geistes und Gewissens einem nicht minder gefährlichen Feinde zu begegnen; von Rom streckt er seine langen Arme herüber." [3])

Wenn solche Sätze, die unbeanstandet unter das Volk gestreut werden dürfen, uns ernst stimmen, und wir mit tiefem Bangen der

1) Allg. Ztg. v. 27. Juli, 9. August, 5, und 12. Dezember 1870.
2) Görres, Athanasius. S. 149.
3) Augsb. Anzeigebl. Nr. 219 und Beilage Nr. 29 und 39.

Zukunft entgegesehen, dann mag blos Leichtsinn und Bornirtheit uns belächeln. Schon unterm 20. Dezember hat das „Vaterland" die tief-ernste Klage ausgehen lassen: „Katholische Männer, und vor Allem ihr, katholische Priester, laßt euch doch einmal den ganzen Ernst der Lage klar werden. Die Zeit erheischt Ernst, hohen Ernst. Wenn die Fluthzeit eintritt, so leckt die Welle erst spielend am Sand, aber jede Welle wird länger und höher, sie treibt euch vom Platz und mit jeder Stunde wächst die Welle, und endlich kommt die Fluth. Laßt euch doch einmal den ganzen Ernst der Lage klar werden!

Steigen wir tiefer in die liberalen Preßkloaken hinab, und die cynischen Rufe schlagen wüthender an unser Ohr. „Nach Niederwerfung des napoleonischen Absolutismus muß der Kampf gegen die noch verabscheuungswürdigeren despotischen Gelüste Roms aufgenommen werden," brüllt das Augsburger „Anzeigeblatt." *) Rom ist der „böse Dämon der Welt und die Schlange Anakonda," und das katholische Priesterthum ist „gefährlicher als die Pest," und gegen beide ruft es denn auch die brutale Gewalt auf:

„Wollt ihr darum gesundes Leben,
Fort mit dieser schwarzen Schaar,
Deren einziges Bestreben
Immer nur Verdummung war!
Die auf Thronen ihr geboren,
Duldet nicht der Pfaffen Spiel!
Sammt dem Volk seid ihr verloren,
Unterliegt ihr dem Concil!"

In zwei Zeilen zeichnet es die Aufgabe des deutsch-protestantischen Kaiserthums:

„Entkaisert hat Deutschland Paris und die Welt; nun gilt es, Rom zu — entpetern!"

*) „Augsb. Anzeigeblatt." Nr. 249 und Beilage 29 und 39.

Mit Ekel also muß sich jeder Katholik von einem Standpunkt wegwenden, der sich nicht blos mit der Katholikenhetze verträgt, sondern dieselbe allen denen, die ihn einnehmen, geradezu zur Pflicht macht.

Doch das sind die Gründe nicht alle, die uns Katholiken bewegen müssen, den uns während der modernen Kriege zugemutheten Standpunkt **nicht** einzunehmen. Ein weiterer Grund nämlich ist der moderne Patriotismus. Dieser Patriotismus ist derjenige, von dem die „Historisch-politischen Blätter" in dem oben citirten Artikel: „Preußische Katholikenhetze", also sagen: „Man kennt den Patriotismus einer gewissen Partei, die sich conservativer Grundsätze rühmt, in der That aber auf **jedes selbstständige Urtheil verzichtet und in serviler Wohldienerei alle Handlungen billigt, die den Tendenzen der jeweiligen Regierungsleitung zu entsprechen scheinen, deren patriotisches Gewissen weit genug ist, um sich in ein Bündniß Preußens mit den italienischen Banditen zu finden,** um der Vergewaltigung deutscher Reiche und Fürsten, um der Annektirung deutscher Lande das Wort zu reden, ja, um die Verleitung gefangener ungarischer Truppen zum Eidbruch und zur staatsverbrecherischen Revolution gegen ihren Kaiser und Herrn in der Ordnung zu finden." Der deutsche Patriotismus von 1870 ist ganz derselbe Patron wie der preußische von 1866, fähig und allezeit parat, dasselbe zu thun, wenn es Bismark beliebt, und nur **die** Eigenschaft ist neu an ihm, daß er Jeden für „vaterlandslos" und für einen „Verräther" beim deutschen „Volke" denunzirt und verklagt, der nicht deßhalb die Franzosen als verkommenes Volk haßt, weil sie es gewagt, auch nach Sedan noch, ihr Vaterland zu vertheidigen. Dieser Patriotismus erscheint aber einem wahren Katholik noch schlechter als jenes Stück vom alten Heidenthum, das Jeden als Barbaren wenn nicht zu hassen, so doch zu traktiren lehrte, der nicht mit ihm hinter demselben Zaun und Lattenwerk wohnte und, um nach heutiger Weise zu reden,

mit demselben Schilderhäuschen und Schlagbaume, mit demselben Fremdenhaß und Zollamte umhegt und abgeschlossen war. Denn der Katholik hält nicht das Stück Erde, von dem eine deutsche und russische oder französische Regierung eine Grundsteuer erhebt, für sein wahres bleibendes Vaterland, über dem er alle christliche Nächstenliebe vergessen darf; er glaubt, daß wir Alle, die mitsammen Gottes Erde bewohnen und uns so oft als möglich den Platz einander enge machen, in der Wurzel Blutsverwandte, Kinder derselben Eltern, ursprünglich eine und dieselbe Nation sind, mit Christi Blut erlöst, zu einem und demselben Ziele, der ewigen Seligkeit bestimmt, mögen wir uns nun Deutsche oder Franzosen, Chinesen oder Rothhäute heißen; er weiß endlich auch, daß das Christenthum, die katholische Kirche, den Beruf hat, aus allen Völkern wieder Ein Volk zu machen, dessen Angehörige mehr Ruhm darein setzen, sich Christen, als sich Deutsche, Engländer, Franzosen oder gar Preußen zu nennen, und daß sie diesen Beruf schon Jahrhunderte lang verfolgt, ohne jedoch dem einzelnen Volke sein ihm eigenthümliches — Steckenpferd verkümmern zu wollen. Neben dieser Anschauung aber, die der Katholik aus dem Christenthum schöpft, läßt er eine berechtigte Vorliebe für das Land seiner Geburt, seiner Sprache, seines Volkes, seines Glaubens, seines Lebens gar wohl gelten und ist gern bereit, Gut und Blut, wenn es gilt, für dasselbe einzusetzen. Der Katholik ist also darum noch lange nicht „vaterlandslos“, weil er, dieser christlichen Anschauung huldigend, seinen Patriotismus nicht in einen religiösen Cult, in eine Art Religion ausarten läßt, die jetzt Viele bewegt, zuerst Franzosen, Polen, Deutsche, Ungarn, und dann erst hinterher Christen, Katholiken zu sein: es ist eine gesunde Philosophie, die religiösen Interessen über die nationalen zu setzen. — Noch weniger ist der Katholik schon darum ein Landesverräther, wenn er, selbst mitten im Kriege, der Lehre des Evangeliums eingedenk bleibt, daß er auch im Feinde das Ebenbild Gottes, den Menschen achten, den erlösten Mitbruder und Mitchristen lieben und ihm, wo er im Rechte ist, sein Recht sogar

einräumen muß. So lange der Katholik dem Feinde seines Vaterlandes nichts verräth, noch sonstwie seine feindseligen Plane unterstützt, ist der Katholik, der auch am Feinde christlich handelt, auch wenn der Feind Franzose heißt, noch kein Vaterlandsverräther. Ja, ich behaupte noch mehr, es wäre trotz des preußischen Geschrei's noch lange kein Landesverrath gewesen, wenn z. B. in diesem Kriege wegen der spanischen Hohenzollerncandidatur die süddeutschen Staaten zum Schutze ihrer politischen Selbstständigkeit mit den Franzosen oder wenigstens nicht gegen die Franzosen gegangen wären: denn die Zeiten sind doch wohl anders als die Rheinbundeszeiten Nachdem Preußen 1866 das zuerst gethan, nachdem Bismark zu Biarritz gegen die deutschen Brüder in Oesterreich gezettelt, mit dem Auslande gegen einen Theil des deutschen Vaterlandes sich verschworen und mit Italien's und Garribaldi's Hilfe die süddeutschen Staaten und Oesterreich bekämpft, hätte man es doch wahrlich 1870 den süddeutschen Staaten nicht verargen können, wenn sie Preußens Beispiel nur halb nachgeahmt und zum Schutze ihrer Selbstständigkeit nicht gegen die Franzosen gezogen wären. Ich vermag gar nicht einzusehen, wie ich gegen meinen „Bruder" Verrath begehen könne, wenn ich, überzeugt, daß er damit umgeht, mich mit Haut und Haar aufzufressen, mich an meinen Nachbar um Schutz und Hilfe wende, um diesem Loose zu entgehen. Bismark hat in der Kammer zu Berlin 1866 einmal gesagt, nöthigenfalls mache er Allianz mit dem Teufel, um den Staat zu retten. Nun sind doch hoffentlich nicht blos die Russen, die sich Bismark für 1870 auf die Seite geschafft, sondern selbst auch die Franzosen noch keine schlechteren Bundesgenossen als der Teufel. Ich weiß also nicht, wenn Bismark mit den Italienern, mit den Russen und gar mit dem Teufel gegen das deutsche Vaterland gehen darf, ohne Verrath zu begehen, warum es dann Verrath sein sollte, wenn man, um sich vor Preußen zu retten, mit den Franzosen Allianz gemacht hätte.

Also auch der Patriotismus, den man auf dem modernen Kriegsstandpunkte hegt und pflegt, hindert einen wahren Katholiken, diesen

Standpunkt zu dem seinigen zu machen. Endlich wollen wir noch einen Grund bezeichnen, der dieses thut: das ist die ganz specifisch preußische Gottesfurcht, die bei diesem Kriege, noch ärger als in dem von 1866, bei Hoch und Nieder zu Tage trat. Namentlich war es die „Vorsehung", die in den officiellen Verlautbarungen über den sechsundsechsziger Krieg und seine Folgen eine so große Rolle spielte. Das hatte aber Alles seinen guten Grund. Die eigenthümliche Gesalbtheit dieser Ansprachen, schrieb im Jahr 1867 der charakterfeste Verfasser der „Zeitläufe" über die damalige preußische Frömmigkeit, würde sicher unterschätzt werden, wenn man dieselben blos aus pietistischen Reminiscenzen erklären wollte. Man kann es sich auch nur aus dem sogenannten „Beruf Preußens" erklären, jener fixen Idee von einer Preußen gestellten Weltaufgabe, von einer mit Naturnothwendigkeit sich erfüllenden Weltmission Preußens, die anfangs nur das doktrinäre Hirngespinst überspannter Köpfe, namentlich der gothaischen Historiker gewesen ist, dann aber die praktische Consequenz als ein — absolutes Recht Preußens erzeugte, sich weitere Theile in Deutschland auf Kosten der übrigen Staaten „anzugliedern;" ich wiederhole, man kann es sich nur aus dem fraglichen „Berufe Preußens" erklären, wenn trotz der Prager Friedensschlüsse einige Wochen nachher schon gleich die erste Thronrede vor dem Berliner Reichstag für Preußen die Mission in Anspruch nahm, allen „den weiten Gebieten von den Alpen bis zum Meere die Grundbedingungen des staatlichen Gedeihens zu gewähren, welche ihnen der Entwicklungsgang früherer Jahrhunderte verkümmert." *)

Je mehr sich nun aber dieser „Beruf Preußens", an den trotz alledem Viele noch immer nicht glauben wollen, während dieses Krieges erfüllte, um so größer wurde die „preußische Frömmigkeit", womit nicht blos alle Ansprachen und Reden, sondern auch die kleinsten Telegramme gesalbt sind. In Nr. 45. schrieb die „Neue badische Landeszeitung" mit scharfer

*) Historisch-politische Blätter, 59. B. S. 465.

Ironie: „Einem „Kaiser und Reich" gewidmeten Hymnus der preußischen Provinzial-Correspondenz entnehmen wir folgende auf die Politik des „Herrgottes" bezügliche Sätze: Es war Gottes Fügung, daß die stille Arbeit des deutschen Geistes, durch welche das Werk der Einigung seit Jahrzehnten vorbereitet war, ihre endliche Erfüllung erst auf den Schlachtfeldern finden sollte. Es ist nicht das Werk menschlicher Berechnung, daß die Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich, welche als erste und höchste Frucht des nationalen Kampfes noch inmitten des Kriegslaufes gereift ist, grade in Versailles an dem Sitze des Erbfeindes selber vollendet und verkündet wird: es konnte nicht mehr anders sein, es ist höhere Fügung, es ist ein Strafgericht einerseits, für uns aber andrerseits ein Erweis göttlicher Gnadenführung."

„Man sieht, fügt das genannte Blatt bei, die Herren vom Berliner Preßbüreau verstehen ihr Handwerk gründlicher als die Autoren der „Badischen Correspondenz", welche den „Kaiser" mit dem Wasser ihrer Phrasen salbten — Blut, Zwietracht, Krieg, Eroberung, Sieg, deutsche Einheit und deutscher Kaiser — Alles von Gottes Gnaden!"

Daher war denn in dem Augenblicke, wo der Verfasser dieses schrieb und die Nachricht vom Friedensschluß einlangte, die preußische Frömmigkeit außerordentlich groß: „Mit dankerfülltem Herzen gegen die Vorsehung zeige Ich Ihnen an, daß gestern Nachmittag die Friedenspräliminarien hier unterzeichnet worden sind. . . Wenn die Ratifikation in Bordeaux erfolgt, so stehen wir am Ende dieses glorreichen, aber auch blutigen Krieges, der uns mit Frivolität ohne Gleichen aufgezwungen wurde". . . telegraphirt der deutsche Kaiser an seinen ersten Vasallen, den König von Bayern, am 27. Februar.

Da gibt es aber zwischen Himmel und Erde gar viele Gründe, welche eine gewisse, zur Schau gestellte Frömmigkeit ebenso verdächtig machen, wie die vorgeschützte Beispiellosigkeit des aufgezwungenen Krieges;

denn es ist allerdings möglich, daß Einem ein Krieg „aufgezwungen" wird, aber man kann doch auch ganz allein daran schuld sein, daß die Aufzwingung des Krieges richtig von Statten geht; freilich lastet dann die Frivolität eines solchen Krieges nicht blos auf dem, der ihn „aufzwingt," sondern gewiß auch auf dem, der keine Ruhe hat, bis der Krieg ihm aufgezwungen wird. Eine solche Frivolität dann noch „beispiellos" zu nennen, wie dies in dem Telegramm des deutschen Kaisers an den russischen, das gleichzeitig den Dank für das moskowitische Wohlverhalten und Beobachten Oesterreichs im letzten Kriege enthielt, geschieht, ist leider Gottes auch nur preußische Geschmackssache. Andere Leute sind anderer Ansicht und meinen sogar, die Frivolität dieses Krieges finde ihr vollständigstes Seitenstück in der Frivolität des sechs und sechsziger Krieges, den man übrigens, wie uns scheint, mit weit größerem Rechte „aufgezwungen" nennen kann. Hören wir in dieser Sache einen ganz unverdächtigen Zeugen, um so unverdächtiger als er mit Bismark durch Dick und Dünn geht, den badischen Staatsrath Lamey. Er hielt als badischer Minister im Jahr 1866 wenig Tage vor Ausbruch des deutschen „Brüderkriegs", wie er ihn nannte, in der zweiten badischen Kammer folgende Rede:

„Hochgeehrteste Herren! Es ist ein ernster Augenblick, in welchem wir uns trennen, so ernst, wie er kaum im Menschenleben vorzukommen pflegt. Mit tiefstem Schmerze sah das Auge des Patrioten seit Monaten die Ereignisse sich entwickeln, welche den Kampf unter Söhnen Deutschlands, unter den Brüdern dieses unseres großen, geliebten Vaterlandes heraufbeschworen haben. Wir konnten nicht glauben, daß es so weit komme; daß die verblendeten Urheber dieses Kampfes, über welche Gott richten wird, um selbstsüchtiger Ziele willen bis zum Aeußersten vorschreiten würden. Dennoch ist es so gekommen. Der herrliche Strom, den wir vorzugsweise Deutschlands Strom nennen, ist verwaist von Kriegern nachdem wir ihn 50 Jahre lang bewacht. Ins Herz von Deutschland sind die Kämpfer gezogen, hingerufen durch die Gewaltthaten des

Staats, welchem wir stets die besondern Pflichten und das Ehrenrecht zugeschrieben, Deutschlands Westgrenze zu schützen. Im Süden Deutschlands steht der Feind Oesterreich's bereit zum Angriff; Oesterreichs, dessen Größe und Macht so innig mit den Geschicken Deutschlands verknüpft ist, dessen deutsche Söhne uns so theuer sind, dessen innige Verbindung mit Deutschland stets für eine Wesenheit deutscher Größe betrachtet ward.

In diesem Augenblicke senden wir unsere Brüder und Söhne hinaus, um mit ihrem Blute einzustehen für die gerechte Sache. Von diesem Momente an ist unser Herz, unser Gefühl, ist Baden im Lager seiner muthigen Söhne. Von diesem Momente an gilt es, alle unsere Kräfte, alle unsere Mittel zur Vertheidigung des Vaterlandes, dem Wohl der Krieger zu widmen, welche ihr Blut für unsere Ehre und für unser Recht zu verspritzen bereit stehen. Zur Erreichung dieses Zweckes sollten wir vor Allem einig sein, den Parteikampf im Innern, wie schwere Ueberwindung es auch kosten mag, vergessen, unsere ganze Kraft in Eintracht aufbieten, um den Sieg dort zu erringen, wo unsere Söhne stehen. Jeder Versuch, die Eintracht des Landes zu stören, der Vorsorge für unsere Krieger Hemmnisse zu bereiten, wäre ein Gewinn für den Gegner. Ich kann nicht glauben, daß der Bruderkrieg, der sich im großen Vaterland vorbereitet, wie eine ansteckende Krankheit sich in irgend ein anderes Land verbreitet. Ich erkläre offen, daß ich meinerseits, wohin auch die Geschicke mich führen werden, stets daran halten werde: Im Kampfe treues, festes Einstehen für die Sache unserer Fahne, unserer Krieger, und freudige Hingabe an jede Maßregel, welche unser erlauchter Fürst zu diesem Zwecke befiehlt. Dreierlei kann uns trösten in der Lage, die uns betroffen:

Wir sind nicht deren Veranlasser; von Beginn der unseligen Interessenpolitik, welche in ihrer ungeduldigen, entsetzlichen Sucht nach Vergrößerung die heutige Kriegs-

lage heraufbeschworen, standen wir mit den deutschen Bundesstaaten, die freie Entschließung hatten, zur Seite des Rechts, und so weit es unsere geringen Kräfte erlauben, suchten wir den Frieden zu erhalten.

Das zweite ist: wir stehen auf der Seite dessen was wir göttliches, wie menschliches Recht nach unserer Einsicht nennen und dafür halten müssen, und dies ist ein beruhigendes Gefühl, und treue Pflichterfüllung kann wohl zu Leiden führen, aber Gott wird sie endlich segnen und belohnen.

Das dritte ist: wir besitzen einen Fürsten, der ausgezeichnet mit allen Herrschertugenden, nur das Beste will, nur für sein Volk von der innigsten opferfähigen Liebe ist. In der Liebe zu ihm sind alle Parteien, deß bin ich gewiß, einig und treu.

Jahre des Wohlstandes schienen unserem Vaterlande und der engern Heimath Baden die Segnungen des Friedens in fördernden Arbeiten des Verkehrs in ungewohnter Weise zuzuwenden. Wenig Zeit fehlt zu ihrer Vollendung. All' das ist unterbrochen. Bitten wir Gott, daß er gnädigst der Welt den Frieden, der gerechten Sache den Sieg und Deutschland die baldige Wiedergeburt zu einem mächtigen Reiche verleihen wolle. Ich spreche hiernach die Vertagung aus."

So Herr Lamey am 21. Juni 1866. Die „Neue badische Landeszeitung" brachte diese 4 Jahre alte Rede zufälligerweise auf demselben Blatte, worauf das Telegramm des deutschen Kaisers an den König von Bayern stand, das citirte Telegramm vom Ende „des uns mit Frivolität ohne Gleichen aufgezwungenen Krieges." Ich gestehe, beides nahm sich wie Behauptung und Widerlegung — sehr gut nebeneinander aus.

Fügen wir dieser Rede noch die wohlbegründeten Worte hier bei, welche im Wiener Blatt, die „Neue freie Presse", seiner Zeit anläßlich der oben erwähnten, in dem Werke des österreichischen Generalstabs enthüllten preußischen Depesche und Usedomer Note über den König von Preußen und seinem Antheil am sechs und

sechsziger Krieg sich gestattete: „Die Welt ist bisher der Meinung gewesen, daß König Wilhelm von Preußen nur mit dem tiefsten Widerwillen 1866 in den Krieg gegen Oesterreich zog, und daß dieser Souverän nur mit schwerem Herzen nach der Königsgrätzer Schlacht seine Zustimmung zu den definitiven Einverleibungen von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt gab. Preußische Darstellungen schilderten den Grafen Bismark als den Schöpfer dieser Ereignisse und erzählten, daß der Minister die härtesten Kämpfe zu bestehen hatte, um den königlichen Widerstand gegen den Krieg zu brechen und die gründliche politische Ausnützung des militärischen Erfolges zu sichern. Der König lag, diesen Darstellungen zufolge, fortwährend im Ringen mit Gott, bevor er zu den entscheidenden Entschlüssen bewogen werden konnte, und als schon Alles gewonnen schien, soll er noch lange, lange geschwankt haben. Der Welt ist ferner die Meinung beigebracht worden, daß Preußen mit Oesterreich Frieden schloß, bevor es ihm den Dolch völlig ins Herz gestoßen, lediglich aus dem Grunde, weil es mit der Auflösung des deutschen Bundes und der Ausschließung Oesterreichs für die Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes genug gethan zu haben glaubte. Das sind aber lauter falsche Vorstellungen gewesen: Graf Bismark war nicht der schöpferische und leitende, alle Hindernisse bewältigende Geist; dem Könige selbst, dem Könige allein gebührt alles Verdienst um die Schöpfung Großpreußens. Und nicht etwa ein boshafter Schalk stellt diese Behauptung auf: Graf Bismark selbst thut dies in jener durch die officielle Darstellung der Kämpfe Oesterreichs im Jahr 1866 an das Tageslicht gebrachten Depesche vom 20. Juli an den Grafen v. d. Goltz, welche wohl bestimmt ist, kein geringeres Aufsehen zu erregen, als seiner Zeit die Usedom'sche Note.

Es geht aus diesem Aktenstücke hervor, daß die ganze Welt über den Antheil der Person des Königs von Preußen an den damaligen Ereignissen irregeleitet worden war. Aus dieser Depesche ergibt sich auch, daß König Wilhelm am liebsten den Kampf fortgesetzt und, wie

es in der Usedom'schen Depesche projektirt war, den Stoß ins Herz des Gegners geführt hätte. Nichts, gar nichts hatte den König von Preußen bestimmt, in den Waffenstillstand zu willigen, außer nur „die Rücksicht auf den Kaiser Napoleon" gab dabei den Ausschlag. Frankreichs Einfluß allein hielt also den König von Preußen auf in seinem Siegeslaufe; Napoleon rettete Oesterreich vor der gänzlichen Zermalmung. Alles das ist aber das gerade Gegentheil von dem, was die Unterrichteten in Preußen bisher behauptet.

Nicht Bismark's Politik hat die Souveräne von Hanover, Kurhessen und Nassau entfernt, o nein, König Wilhelm hat es gewollt, der die Bedeutung eines Norddeutschen Bundes sehr gering anschlug „und vor Allem Werth auf Annexionen legte." Und damit von der Goltz ja nicht glaube, Graf Bismark schreibe dies, um Napoleon gegenüber seine Eroberungs-Politik durch die Person des Königs zu decken, fügt der Minister ganz im Vertrauen hinzu, König Wilhelm habe erklärt, er werde lieber abdanken, als „ohne bedeutende Ländererwerb für Preußen zurückkehren." Der König habe denn auch schon den Kronprinzen berufen, um eventuell den Thronfolger bei der Hand zu haben. Wenn also Napoleon den Widerstand gegen die preußischen Annexionen aufrecht erhielt, so wollte König Wilhelm lieber die Krone niederlegen und seinem Sohne die Vollbringung der Annexionen überlassen.

Es liegen schon Andeutungen vor, daß die preußische Gottesfurcht von 1870 mit der Zeit eben solche Illustrationen erhalten werde, wie sie jene von 1866 durch die Entzifferung der bekannten Depesche an den Grafen von der Goltz und die Enthüllung der Usedom'schen Note erhielt. Wie aus den oben mitgetheilten Aktenstücken hervorgeht, wußte man schon Ende März 1869 zu Berlin, daß die Hohenzollerncandidatur in Spanien, wenn man in Berlin damit Ernst zu machen beabsichtigt, einen Conflikt mit Frankreich herbeiführen werde. Man hat aber nichts desto weniger mit jener Candidatur Ernst machen wollen; man hat also auch den Conflikt mit Frankreich gewollt. Wir erinnern uns

noch wohl; ehe die ordinären Leute in Deutschland und Frankreich auch nur das Geringste von der beabsichten Hohenzollerncandidatur in Spanien erfuhren, hat der König von Preußen dem Kaiser von Rußland in den deutschen Bädern Besuch auf Besuch gemacht, so daß sich der damals noch andere Farbe bekennende Münchener „Punsch" darüber aufhielt und am 10. Juli 1870, also unmittelbar zuvor, ehe es mit der Hohenzollerncandidatur und dem Kriegslärm losging, schrieb: „Der König von Preußen hat jetzt den Kaiser von Rußland so oft und an so vielen Orten begrüßt, daß es vielleicht zweckmäßig sein dürfte, wenn die Zeitungen eine derartige Meldung erst dann wieder brächten, wenn er eigenes zu diesem Zwecke einmal bis nach St. Petersburg reist. Ein Leser, dessen Zeit etwas knapp gemessen ist." Ob sich nun wohl diese beiden hohen Herren bei ihrem Besuchen nichts weiter sagten als Artigkeiten? — Die folgende Depesche des Kaisers der Preußen an den Kaiser der Reußen vom 27. Februar dürfte ein Schlüssel zu dem Geheimniß sein, das sie bei ihren Besuchen miteinander verabredet: „Mit unaussprechlichem Gefühle Gott dankend, zeige ich Ihnen an, daß die Friedenspräliminarien unterzeichnet worden sind ... So stehen wir am Ende eines glorreichen blutigen Krieges, welcher uns durch beispiellose Frivolität aufgedrungen wurde. Nie wird Preußen vergessen, daß der Krieg nicht die äußersten Dimensionen angenommen hat. Gott segne Sie dafür! Ihr fürs Leben dankbarer Freund Wilhelm". In seiner Antwort sagt der Czar: „Ich bin glücklich, daß ich Ihnen meine Sympathien als ergebener Freund beweisen konnte. Möge die Freundschaft, die uns verbindet, das Glück und den Ruhm unsrer beiden Länder sichern." Hierher gehört auch eine zu ihrer Zeit nicht allen aufgefallene Notize in den deutschen Zeitungen, die der „Punsch" am 26. Juni v. J. also wiedergibt: „Berlin. Was ist pressant? Jetzt weiß man's! Die Verhandlungen zwischen dem preußischen Kriegsminister und bairischen Bevollmächtigten über den Transport preußischer Truppen in Süddeutschland werden eifrigst gepflogen und demnächst vollendet".

Man merke wohl, die Notize ist vom 26. Juni 1870. Es dürfte also, wenn es einmal in dem Dunkel ein Bischen Licht gibt, doch nicht so fast die „beispiellose Frivolität" der Franzosen, sondern die bewährte preußische Frömmigkeit — den König gezwungen haben, dazu zu thun, daß der Krieg in's Beginnen kam; denn man muß gestehen, wie wir es ja auch oben gesagt, die Franzosen wollten lange nicht daran und ließen sich Vieles bieten, was sie sonst nicht gewohnt waren.

Derweil ist aber noch ein Neues bekannt geworden, was wieder auf Rechnung der preußischen Frömmigkeit zu schreiben ist, und möglicher Weise einen neuen Krieg mit Oesterreich „durch Gottes Fügung" den Preußen „aufzwingt". Wofern dieser zweite Krieg abermals glorreich ausfällt, sind jedenfalls für die „beispiellose Frivolität" von Oesterreich die acht Millionen Deutsche zum neuen Reiche zu „sammeln", um die Einheit Deutschlands complet zu machen. Es ist das eine Depesche des Grafen Beust an den österreichischen Gesandten zu London, wie sie im „Rothbuch" veröffentlicht wurde. In dieser Note meint nun Beust, daß die Klagen, welche der russische und deutsche Kaiser bei den oben genannten Besuchen in dem Bade zu Ems voriges Jahr sich gegenseitig über Oesterreich austauschten, weil dieses den österreichischen Polen zu viel Freiheit einräume und dadurch die Russisch-Polen und Preußisch-Polen unzufrieden mache, unberechtigt seien und Oesterreich in dieser Beziehung keine Concessionen machen könne, da eine Regierung die Pflicht habe, das zu thun, was sie zum Wohle ihrer Unterthanen nothwendig und ersprießlich achtet. Lassen wir das noch vorderhand auf sich beruhen, gut Ding will Weile haben, nehmen wir einfach Notiz davon.

Es ergibt sich also, daß die preußische Frömmigkeit in den modernen Kriegen eine gar eigene ist: Uns gefällt sie nicht, darum auch der Standpunkt nicht, von dem aus man sie cultivirt.

Am Schlusse dieses Kapitels dürfte es angezeigt sein, an einem Beispiel darzuthun, welche Gesinnung einen katholischen Christen beseelen muß, wenn eine Zeit, wie die unsere, mit der Versuchung an ihn heran-

tritt, seinen katholischen Standpunkt aufzugeben und dafür denjenigen einzunehmen, auf dem man nirgends und bei Niemanden auf dieser Welt anstößt. Dies Beispiel ist alt; der heilige Erzbischof Basilius hat es den Christen aller Zeiten gegeben. Der Kaiser Valens machte ihm einmal eine Zumuthung, die ihn mit seinem Amte und seinen Pflichten im Widerspruch gebracht hätte. Basilius aber wußte als Christ und noch mehr als Bischof, was er zu thun hatte: ihn bestach kein Ansehen der Person, keine Gunst, mochte es auch die des Kaisers sein. Daher lehnte er die Zumuthung kurzweg ab. Nun erhielt der kaiserliche Präfekt Modestus den Auftrag, den halsstarrigen Prälaten zu „bearbeiten", mit Vorstellungen zahmer Natur, und, wofern diese nichts fruchten würden, mit Androhung von Gehaltssperre, Confiscation, Festungshaft, Verbannung, Folter und Tod. Ihm erwiederte der h. Basilius: „Herr Cultusminister! drohe mir etwas Anders an; denn das Alles macht gar keinen Eindruck auf mich. Wenn es sich um Erfüllung unsers Berufes handelt, da haben wir katholische Christen nur Gott vor Augen, sonst Niemanden, sonst Nichts, Feuer und Schwert, wilde Thiere und Eisenkrallen sind alsdann ein Hochgenuß für uns, das mögest du wissen. Wende also immerhin Drohungen und Foltern an, der Erzbischof, der vor dir steht, wird nicht wanken". Das war nun freilich sehr „unbotmäßig" gesprochen; doch der Büreaukrat will der Welt zeigen, welche Milde man höheren Orts gegen die „bedauerliche Verirrung eines hochgestellten kirchlichen Beamten" anwendet, ehe man zum Aeußersten schreitet. Also einen Tag Bedenkzeit! Aber Sankt Basilius sagt dem nachsichtsvollen Herrn: „Das ist alles unnütz; ich werde morgen sein, was ich heute bin, ein Christ, der nichts fürchtet, als Gott zu beleidigen!" — Ihn hatte jedenfalls Papst Pius VII. vor Augen gehabt, als er einmal eine ungerechte Zumuthung des ersten Napoleon abwies mit den Worten: „Sire! wenn ich zwei Seelen zu verlieren hätte, könnte ich Ihnen zu Liebe einmal eine daranwagen und thun, was Sie von mir verlangen: aber ich habe nur eine Seele, und diese mag ich doch nicht aufs Spiel setzen!"

Der Standpunkt aber, den uns da die moderne Zeit und jene, die sich zu ihr bekennen, zur Regelung unsers Verhaltens und zur Begründung unsers Urtheils bezüglich der modernen Kriege zumuthet, ist, wie wir gesehen haben, ein solcher, daß jeder Katholik, der sich auf ihn stellt, Gefahr läuft, seine Seele zu verlieren: jedenfalls ist er ein unmoralischer, ungerechter, ganz und gar ungerechter Standpunkt. Darum hat ein katholischer Christ, wenn er nicht mit seinem Berufe und seinem Gewissen in Conflikt gerathen will, die Gesinnung des Papstes Pius VII. und des h. Basilius sich zu eigen zu machen: „Ich werde morgen sein, was ich heute bin: ein Katholik, der nichts fürchtet als Gott zu beleidigen und sein Gewissen zu verletzen!"

Leider Gottes haben wir aber in den modernen Kriegen, nämlich zunächst seit Anno 1859, die Wahrnehmung gemacht, daß eine Menge Katholiken diese alte katholische, vom Blute der Marthyrer gedüngte Gesinnung, wie sie uns aus den Worten des hl. Basilius entgegentritt, vielleicht etwas zuviel mit dem Strome schwimmend, nicht so hoch und heilig gehalten, wie es katholische Mannespflicht jederzeit von uns erfordert. Man darf freilich, um das zur Entschuldigung zu sagen, nicht vergessen, daß wir Katholiken auch — Menschen sind; in jedem Menschen aber ist bekanntlich schon von Adam und Eva her trotz des Taufwassers jener berüchtigte „Doppelsinn des Lebens" zurückgeblieben, der nach der einen Seite hin als boshafter Schalk immer auch mit der Zeit und ihrem Geiste liebäugelt, nach der andern — immer zwar das Gute will, aber nicht immer zuwege bringt. Darum können wir Manches, was wir in unserm Lager erlebt, entschuldigen, wenn auch nicht immer rechtfertigen oder gutheißen. Und so ist ein drittes Kapitel zu schreiben:

III. Von dem Standpunkte,

den viele Katholiken in den modernen Kriegen wirklich eingenommen haben.

Burkhardt eröffnet den sechsten Abschnitt seinen Werkes: die Kultur der Renaissance in Italien *), welcher „Sitte und Religion" überschrieben ist, mit folgender Betrachtung:

„Das Verhältniß der einzelnen Völker zu den höchsten Dingen, zu Gott, Unsterblichkeit, Tugend, läßt sich wohl bis zu einem gewissen Grade erforschen, niemals aber in strenger Parallele darstellen. Je deutlicher die Aussagen aus diesem Gebiete zu sprechen scheinen, desto mehr muß man sich vor einer unbedingten Annahme, einer Verallgemeinerung derselben hüten.

Vor Allem gilt dies von dem Urtheil über die Sittlichkeit. Man wird viele einzelne Contraste und Nüancen zwischen den Völkern nachweisen können, die absolute Summe des Ganzen aber zu ziehen ist menschliche Einsicht zu schwach. Die große Verrechnung von Nationalcharakter, Schuld und Gewissen, bleibt eine geheime, schon weil die Mängel eine zweite Seite haben, wo sie dann als nationale Eigenschaften, ja als Tugenden erscheinen. Solchen Autoren, welche den Völkern gern allgemeine Censuren und zwar bisweilen im heftigsten Tone schreiben, muß man ihr Vergnügen lassen. Abendländische Völker können einander mißhandeln, aber nicht richten. Eine große Nation, die durch Kultur, Thaten und Erlebnisse mit dem Leben der ganzen neueren Welt verflochten ist, überhört es, ob man sie anklage ode entschuldige; sie lebt weiter mit oder ohne Gutheißen der Theoretiker. . . . Wohl gibt es eine persönliche Zurechnung, und ihre Stimme ist das Gewissen, aber die Völker möge man mit Generalsentenzen in Ruhe lassen. Das

*) 2. Aufl. Leipzig, 1869. S. 341.

scheinbar kränkste Volk kann der Gesundheit nahe sein und ein scheinbar gesundes kann einen mächtig entwickelten Todeskeim in sich bergen, den erst die Gefahr an den Tag bringt."

Solcher Autoren nun, die in dem deutsch-französischen Waffenkriege der französischen Nation „allgemeine Censuren" schrieben, und zwar die entehrendsten, die man einem Volke ansinnen kann, dabei nicht blos im heftigsten sondern auch im niedrigsten Tone, hat Deutschland ein besonderes, großes schreckliches Heer in den — Federkrieg gestellt: es war der obengenannte Jude und seine ganze Sippe. Aber von diesem Heere weiß man ganz genau, was man vom französischen Volke nicht genau weiß noch genau wissen kann, wenn man ihm das Gegentheil nicht zuerkennen will, daß nämlich Alle, die in seinem Gefolge trappten, sammt und sondern an Charakter, Ehre, Gewissen, gutem Glauben bankerott sind und Alles, was sie ihr eigen nennen an Geist und Herz bis zum letzten — „Gedanken in der geschändeten Brust", feil halten. Daher konnte man ihnen, wie Burkhardt sagt, ihr Vergnügen lassen — namentlich kann die französische Nation ruhig weiter leben, ohne sich die moralische Mißhandlung dieser Schurken in gleicherweise zu Herzen zu nehmen, als dies der Bischof von Orleans gethan. Aber im deutschen Volke gibt es doch noch Viele, denen der moralische Unrath, womit diese literarischen Blousenmänner das französische Volk besudelt, einen unaussprechlichen Ekel verursachte. Darum haben sie denn, um sich und dem unglücklichen französischen Volke einige Genugthuung zu geben, die abscheulichen Excremente dieser literarischen Bestialität, womit viele deutsche „Journalisten und Bilderzeichner" die Franzosen beschmutzt, so gut sie eben konnten, abzureinigen gesucht; und man muß gestehen, manchmal mit wohlthuendem Geschick. Ich kann mir nicht versagen, ein oder das andere Beispiel anzuführen. Der ausgewiesene Berichterstatter Hermann Voget erzählt in dem Artikel: „Bei den Zweiundzwanzigern" folgenden Vorfall und knüpft daran eine ungemein passende Bemerkung: „Einen traurigen Anblick gewährten die meisten französischen Leichen. Während die deutschen

fast alle den Schußwunden erlegen waren, bewiesen die zerschlagenen Schädel, die blutigen Gesichter der Franzosen, daß sie erst im Handgemenge den Tod gefunden hatten. Das ist ein deutscher Kolbenschlag, da sieht man, was deutsche Kraft vermag." Es war ein Sanitätsmann der so sprach, indem er mit Genugthuung auf das zerschmetterte Hinterhaupt eines französischen Soldaten wies. In mir weckte der Anblick andere Gedanken. Es war ein Mann von mindestens dreißig Jahren, dessen Tod den mit dem Genfer Kreuz geschmückten Krankenträger so begeisterte. Er war zweifellos Reservist; vielleicht war er beim Beginne des Krieges von der Seite seines jungen Weibes, von der Wiege seines ersten Kindes hinweggerufen worden. Gestern im Kampfe, als Alles verloren war, als er den Rückzug verlegt sah, trat mit einem Male das Bild seines Weibes und Kindes vor ihn, er fühlte sich von Heimweh ergriffen; er warf sein Gewehr weg und flehte, nur an Weib und Kind denkend, um Pardon. Ein Kolbenschlag war die Antwort. — Doch welch eine Phantasie! In Frankreich weiß man ja nichts vom Glück einer Familie — die der französischen Nation eigenthümliche Liederlichkeit hat den Boden der Familie untergraben. Das ist ja gerade das Gottesgericht, das sich in diesem Kriege vollzieht: die deutsche Sittlichkeit triumphirt über die französische Unsittlichkeit. „So wenigstens behaupten große deutsche Schriftsteller, welche die französische Verworfenheit an der Quelle studirt haben. Schade, daß diese Weisen und Tugendstolzen nicht hinzufügen, wie sie sich seinerzeit in den Kreisen des Lasters so wohl gefühlt, daß sie gar keine Zeit gehabt, nur den Versuch zu machen, die chinesische Mauer zu übersteigen, welche jene Sphären, in welchen sie sich bewegt haben, von denen trennt, wo auch in Frankreich Sitte und Tugend Hand in Hand mit Fleiß und Arbeit gehen."

Die „Neue badische Landeszeitung" schrieb am 7. März folgende

Worte in ihrer „Politischen Uebersicht:" „Das Gerede von der unausrottbaren Verkommenheit, von dem unausbleiblichen sittlichen und geistigen Bankerott Frankreichs ist eine Phrase, die hoffentlich mit der Rubrik „Kriegsschauplatz" aus den Blättern verschwinden wird, die sie bisher täglich in anderer Variation abgeleiert haben. „Welcher freie Mann darf denn verzweifeln an der Lebenskraft des Volkes, das die Bastille stürmte? Wer darf den Verfall Frankreichs, dieses namenlose Unglück für die Gesittung der Welt, auch nur zu denken wagen?" Wir haben uns diesmal, da Sätze wie die beiden letzten uns stets eine ganze Meute Patrioten auf den Hals zu hetzen pflegen, nach einem Gewährsmann umgethan und verweisen die Gesinnungstüchtigen auf ihres großen Apollo, auf Treitschke's Schrift: „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus." Dort — auf Seite 347 sind die angeführten Worte zu lesen"

Bei dieser Schuld, die das deutsche Volk, wie uns scheint, dem unglücklichen Nachbarvolke für die Schurkereien des deutschen Schreiberheeres gut zu machen hat, finde ich leider die Katholiken nicht so unbetheiligt, wie sie meines Erachtens sein sollten: im Gegentheil, auch sie spielten dem französischen Volke an seiner Ehre und seinem guten Namen sehr übel mit, und die Liebe, die wir allen Glaubensgenossen, allen Christen, ja allen Menschen, also auch den katholischen Franzosen schulden, verpflichtet uns, das Verhalten vieler deutschen Katholiken im Kriege gegen die Franzosen nicht ungerügt zu lassen. Es soll daher einiges Wenige hier gesagt sein über das Benehmen der deutschen katholischen Bischöfe, der deutschen katholischen Kammerredner, der deutschen katholischen Blätter und der übrigen deutschen Katholiken, wie es sich da und dort während dieses schrecklichen Krieges geäußert hat.

In dem Hirtenbrief, den die deutschen Oberhirten nach ihrer Rückkehr aus Rom zu Fulda an alle Katholiken Deutschlands erlassen, sagen sie am Ende: „Im Hinblick auf die große Aufregung, welche in Folge unkirchlicher Aeußerungen und Bestrebungen gegen die Concils-

beschlüsse an verschiedenen Orten eingetreten ist und manchen Seelen ohne Zweifel nicht geringe Prüfungen und Gefahren bereitet, sowie mit Rücksicht auf die gewaltigen Ereignisse des furchtbaren, unserm Vaterlande aufgedrungenen Kriegs, welche unsere gespannteste Aufmerksamkeit und Theilnahme gleichzeitig in Anspruch nimmt und bereits unzählige Familien in Schmerz und Trauer versetzt hat, können wir nicht umhin, alle Gläubigen zum andächtigen Gebete für die gegenwärtigen großen Anliegen in Staat und Kirche dringend einzuladen. . . . Betet also mit Glauben und Vertrauen, daß der blutige Krieg bald durch einen völligen Sieg der gerechten Sache und durch einen wahren, dauerhaften Frieden zum Ende gelange. . ." Das ist nun gewiß der allein richtige Standpunkt für uns Katholiken in den modernen Kriegen, den uns da die deutschen Oberhirten bezeichneten mit dem Ausdruck: „Der völlige Sieg der gerechten Sache." Sie haben uns also damit den klaren richtigen Weg gezeigt. Nicht so klar scheint uns aber die Richtschnur für unser Urtheil angegeben zu sein, wenn sie ohne weitere Aufklärung von dem „unserm deutschen Vaterlande aufgedrungenen Kriege" reden. Denn viele Katholiken konnten dadurch veranlaßt werden, zu glauben, daß die Franzosen wenn nicht die alleinige, so doch sicher die Hauptschuld an diesem allerdings unserm deutschen Vaterlande, aber ebenso auch Frankreich aufgedrungenen Kriege tragen. Nach den im ersten Kapitel angeführten Gründen aber die zur Zeit der Fuldaer Versammlung schon vielfach bekannt waren, wird man wohl nicht behaupten können, Preußen habe an diesem Kriege keine Schuld. Frankreich hat Preußen den so unseligen Krieg erklärt, aber man wird sich eben doch auch, um gerecht zu sein, des bereits erwähnten Ausspruches von Montesquieu erinnern müssen: „Nicht der ist für einen Krieg verantwortlich, der ihn erklärt, sondern der ihn nöthig macht." Und was die zu allernächst veranlassende Ursache des Krieges, die spanische Hohenzollerncandidatur anbelangt, so dürften wohl katholische Bischöfe nach den Vorschriften des Evangeliums

nicht in der Lage sein, in der Annahme jener Königskrone aus der „blutig schmutzigen Hand" spanischer Meuterer und Hochverräther, die ihre rechtmäßige Königin vertrieben, einen ausreichenden Grund zu erkennen, der diesen Krieg legitimiren könne; vielmehr dürften sie der Ansicht sein, daß der König von Preußen diesem schrecklichen Kriege hätte dadurch vorbeugen können und sollen, daß er die spanischen Revolutionäre an ihre rechtmäßige Fürstin verwiesen oder wenigstens dem Hohenzollernprinz die Annahme der spanischen Krone ein für allemal untersagt hätte. Es wäre daher nach des Verfassers unmaßgeblicher Meinung sehr wünschenswerth gewesen, wenn auch diese Stelle in dem genannten Hirtenschreiben so abgefaßt worden wäre, daß Keiner auch nur einen Augenblick in Zweifel kommen konnte, wo er die wahren Urheber dieses „furchtbaren, unserm deutschen Vaterland aufgedrungenen Krieges" zu suchen oder vielmehr nicht zu suchen habe.

Die „Allg. Zeitung" brachte beim Beginn des Krieges einen Auszug aus einem Aufruf, den das bischöfliche Ordinariat Rottenburg an Klerus und Volk erließ: „Sie ziehen aus, um eine große und heilige Pflicht zu erfüllen, die Kriegsgefahr gilt dem geliebten deutschen Vaterland. Es zu schützen, ihm die großen und theuern Güter, deren das deutsche Volk sich erfreut, zu bewahren, von dem lieben heimathlichen Boden den Jammer und das Elend, welche die traurige und düstere Begleitung des Krieges bilden, ferne zu halten — zu solchem hohen Zweck ist das Aufgebot der Heeresmacht geschehen". Nun stand doch aber damals, als das bischöfliche Ordinariat von Rottenburg in seinem Aufruf diese Worte schrieb, bei den Deutschen ein ganz anderer Zweck für den Krieg auf der Tagesordnung, der namentlich bei den Süddeutschen, bei den Bayern und Würtembergern, keinen Anklang finden wollte. Oder war denn nicht die von Preußen seit 1868 (laut der oben mitgetheilten Aktenstücke) betriebene Hohenzollernkandidatur für Spanien der unmittelbare Grund des Zerwürfnisses zwischen dem abgesetzten Franzosenkaiser und dem König von Preußen? Diese Hohenzollerncandidatur war aber eine so rein diplomatische, die

Franzosen und Preußen so ausschließlich angehende Sache, daß namentlich die Süddeutschen glaubten, sie hätten mit dieser Sache gar nichts zu schaffen. Damals, es war am 14. Juli, sprach Dr. Jörg in der bayrischen Kammer: „Man hat gestern schon vom casus foederis, von Neutralität gesprochen, — zur Stunde fehlt für uns jeder Anhaltspunkt und wir wissen nicht, ob Krieg, ob Frieden . . . . Wenn Napoleon mit Preußen anbinden will, dann muß er einen Punkt finden, der die Interessen der Süddeutschen nicht berührt. Ich verzweifle noch nicht, daß Frankreich friedliche Satisfaction erhält; daß aber ein deutscher Fürst aus der blutig-schmutzigen Hand eines Meuterergenerals ein Kronangebot annimmt, und daß der Herr des norddeutschen Bundes seinen Segen dazu gibt — das sind die traurigen Folgen vom Jahr 1866. Die Herbeiführung der spanischen Verwicklung kommt mir nicht anders vor, als wenn ein Mann gehandelt hätte wie im Traum. Ein deutsches Herz habe auch ich, aber wenn die spanische Königsfrage an dieses mein Herz klopft, so bleibt es kalt; denn mit dieser hat das deutsche Herz nichts zu thun. Was ich sage, soll blos zur Warnung dienen. Wenn Ströme von Blut vergossen werden, kann man doch zu unserm Volk nicht sagen, das geschehe für den König von Spanien. Man erinnert mich an die Thronrede des Königs von Preußen, an den Geist von 1813. Wollte Gott, man hätte in Berlin immer so von und mit Frankreich gesprochen und den Geist von 1813 nicht in die Ecke gesetzt. Ich erinnere aber nur an ein Wort, und das heißt „Biarritz“. Am 20. Juli versichert Dr. Ruland, auch er habe ein warmes Herz für Deutschland, aber warum sollen die Völker bluten, wenn zwei Fürsten in Streit gerathen wegen einer diplomatischen Sache? Ein Theil des Volkes, und den vertrete ich, sagt, diese Sache ist uns fremd.“ Am selben Tage sprach der Abgeordnete Dr. Westermayer folgende Worte: „Trotz aller gehörten begeisterten Worte bleibt es kalt in meinem Herzen. Wenn man gesagt hat, der casus foederis sei gegeben, und die deutsche Ehre fordere den Krieg, so theile ich diese Ansicht nicht. Daß Frankreich mit

argwöhnischen Augen auf das, was im norddeutschen Bunde vorgeht, hinschaut, war vorauszusehen; allein das ist die Frage, ob denn das, was in Berlin vorgeht, eine wirkliche Entwickelung des ganzen Deutschlands sei? Vorläufig sind noch acht bis zehn Millionen Deutsche ausgeschlossen und so lange dies der Fall sei, gebe es für ihn kein Deutschland. Wenn man Frieden wollte, so könnte man ihn auf beiden Seiten haben. Napoleon hätte sich begnügen können mit dem Verzicht der Hohenzollern'schen Kandidatur, der König von Preußen hätte aber auch die geforderte Erklärung geben können, um die Schrecknisse des Krieges zu ersparen. Es ist von beiden Seiten gefehlt worden, und die Völker müssen jetzt büßen. Daher muß dieser Krieg das monarchische Prinzip gefährden. Ich bin aber froh, daß der casus foederis nicht gegeben ist." Dasselbe sagten aber damals auch viele Würtemberger in der Stuttgarter Kammer. Es hat also, wie mir scheint, das bischöfliche Ordinariat von Rottenburg in der Angabe des Zweckes, zu welchem das Heer aufgeboten sei, — vielleicht aus übertriebenem Patriotismus geirrt. Und das kann von solcher Stelle nur bedauert werden: denn jenes Ordinariat konnte schweigen, wenn es aber das nicht wollte, so mußte es nach unserer Ansicht den richtigen Zweck des Aufgebotes „dem Klerus und Volke" bekannt geben.

Dasselbe gilt auch dem fürstbischöflichen Commissär Kühn zu Gleiwitz in der Diözese Breslau, der nach einer Mittheilung der „A. Allgemeinen Zeitung" die Pfarrer seines Sprengels aufgefordert, alle einberufenen Vaterlandsvertheidiger vor dem Auszug durch den Empfang der hl. Sakramente, sowie durch eine aufklärende und ermuthigende Ansprache zum heiligen Kampfe zu weihen. Ebenso empfiehlt er ihnen, die Gemeinden mit der zwingenden Nothwendigkeit des Krieges zur Vertheidigung des Vaterlandes und der gesammten Volksinteressen von der Kanzel und in der Schule bekannt zu machen. Was will man noch mehr? Der hochw. H. Fürstbischof von Breslau selbst sagte in einem Hirtenbrief, den er im Monat

September v. J. erließ: „O meine Geliebten! lasset euch durch den gegenwärtigen Krieg an das mahnen, was uns vor allem Noth thut! Woher die allgemeine Begeisterung und heldenmüthige Hingebung, welche unsere deutschen Heere beseelen? Woher die glorreichen Siege, welche die Welt mit Bewunderung und Staunen erfüllen? Woher die ungeheuern Erfolge dieser heißen, blutigen Kämpfe, welche die kühnsten Hoffnungen und Erwartungen weit übertreffen? Daher, weil ein großes, treues Volk sich in Eintracht und Vertrauen um seinen greisen, heldenmüthigen König schaart und die deutschen Fürsten eng mit ihm verbunden unter seiner erprobten und einheitlichen Leitung ihre Schlachten schlagen und den alten Erbfeind unsers theueren Vaterlandes zu Boden werfen, um Ruhe und Frieden für die Völker zu erringen. Wie die frühere Uneinigkeit unser schönes Deutschland schmachvoll erniedrigt hat, so erhebt es die gegenwärtige Einheit seiner Fürsten und Völker zu jener Höhe und Machtstellung, die ihm gebührt unter den Staaten Europa's. Ist aber die Einheit so wichtig, und wirkt sie so mächtig im politischen Leben, wie viel mehr im kirchlichen Leben?" An diesen Worten des trefflichen Oberhirten ist aber Vieles auffallend: Für's Erste, der ganze Passus, denn er macht den Eindruck, als sei der Hirtenbrief, worin er steht, nicht nur für den Klerus und das katholische Volk, sondern auch noch für andere hohe Leute in Preußen geschrieben, denen vor allem solche Worte von einem katholischen Bischof dankenswerth oder wenigstens genehm sind; dann die den Katholiken als Muster hingestellte Einheit, denn diese ist denn doch nur die Folge des Jahres 1866. Im Jahre 1866 haben aber die deutschen Stämme und die meisten ihrer Fürsten von Preußen viel Zwang auszustehen gehabt, bis sie dieser deutschen Einheit sich anbequemt, und nicht blos viele Deutsche im Süden, sondern auch viele im Norden, z. B. in Hannover knirschen noch über diese Einheit, die am Ende doch am kennbarsten darin hervortritt, daß jeder Deutsche seinen nummerirten Soldatenrock trägt und, wenn irgendwo wegen einer Hohenzollern-

candidatur oder Vorliebe für Moscowiterthum ein Krieg im Anzuge ist, er seine Frau und Kinder verläßt und für's „bedrohte deutsche Vaterland" stirbt. Es ist nicht einzusehen, wie eine solche Einheit den Katholiken für ihre Sache mustergiltig sein könne. Hernach sind unter den angeführten Worten diese auffallend: „Den alten Erbfeind unseres theuern Vaterlandes zu Boden werfen, um Ruhe und Frieden für die Völker zu erringen"; denn wir finden darin eine moderne Zeitungsphrase, die sich unglücklicherweise in einen Hirtenbrief verirrt. Warum denn einen „Erbfeind" zu Boden werfen, dem Preußen geradezu seine jetzige Größe verdankt? Oder ist es denn nicht Napoleon und seine Politik, die Preußen zu dem gemacht, was es heute ist? Da war man in Berlin dem „Erbfeind unsers theuern Vaterlandes", in Worten wenigstens, doch dankbarer, als dieses in dem Hirtenbriefe der Fall ist. Die Berliner „Post", nach Jörg's Meinung ein Blatt von besonderem Gewicht, brachte bald nach der Catastrophe von Sedan folgenden Artikel: „Wir wollen das Beispiel der Franzosen, die jeder Pietät gegen ihre Monarchen baar sind, nicht nachahmen; wir wollen in dem Unglück, das über den Kaiser hereingebrochen ist, von der Trauer und Trübsal absehen, in die er tausende deutscher Familien gestürzt, und wollen dessen eingedenk bleiben, daß er uns die Pfade zur deutschen Einheit geebnet hat. Er hat in der Diplomatie veraltete Vorurtheile über den Haufen geworfen, den Rest des Legitimitätsprincips zerstört, die Idee der Nationalität in das europäische Staatsrecht eingeführt, und somit die Grundlage geschaffen, auf der wir weiter gebaut haben. Er hat die Habsburger aus Italien herausgedrängt, ihre Macht geschwächt und dadurch zugleich in Deutschland ihre Stellung und ihren Einfluß erschüttert, an dem bisher jede Entwickelung der nationalen Verhältnisse gescheitert ist. Als im Jahre 1866 die Würfel fielen, und Preußen es unternahm, dem unseligen Dualismus in Deutschland für immer ein Ende zu machen, da hat Napoleon, entgegen den bisherigen

Traditionen der französischen Diplomatie, welche seit Jahrhunderten die Zerstückelung deutscher Lande als obersten Grundsatz festgehalten hatte, die Regeneration und die Bildung des norddeutschen Bundes geschehen lassen." Diese Sage vom „Erbfeind unsers theuern Vaterlandes" lautet anders als jene im Hirtenbrief des Fürstbischofs von Breslau. Nein, nein, die Redensart vom „Erbfeind" will seit Jahren selbst in den liberalen Blättern nicht mehr passen, geschweige denn in einem Hirtenbriefe, schon auch deshalb nicht, weil nicht geläugnet werden kann, daß dieser „alte Erbfeind" seit einem halben Jahrhundert schon manchmal Gelegenheit gehabt hätte, glänzendere Geschäfte mit unserm „theuren Vaterlande" abzumachen, als Anno 1870 und 71. Daher meinen wir unmaßgeblich, auch der hochw. Hr. Fürstbischof von Breslau, eine Zierde des deutschen Episcopats, habe mit jenen Worten das Richtige in Bezeichnung des katholischen Standpunktes nicht ganz getroffen.

Ja, das scheint nicht einmal dem Erzbischof von Köln gänzlich gelungen zu sein. Denn der Schlußsatz seines Hirtenbriefes über die Unfehlbarkeit des Papstes lautet mit Bezug auf den König also: „Lasset auch nicht nach zu beten, daß Gott, welcher seither durch die siegreichen Erfolge unserer tapfern Krieger so gnädig unsere Gebete erhört hat, recht bald durch einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden dem blutigen Kriege ein Ende machen wolle." Bekanntlich haben nun aber auch die Franzosen auf Anordnung ihrer Bischöfe um den Sieg gebetet, wie dies im Jahr 1866 auch die Oesterreicher und zur Zeit der Polenkriege die Polen gethan, und dennoch haben 1866 die Preußen und nicht die Oesterreicher, im Jahre 1793 die Russen und nicht die Polen gesiegt, und doch, wer wird zu sagen wagen, daß der Sieg Anno 1866 den Preußen und ihren Verbündeten Garibaldi, Re Italiano und Klapka und 1793 den Russen von Rechtswegen gehörte? Entweder haben also die blasphemischen Spötter Recht, wenn sie über uns um Sieg betende Katholiken lachen und behaupten, unser Herrgott sei doch auch hie und da parteilich und

drücke zu Gunsten des Unrechts dann und wann ein Auge zu, oder man darf nicht, wie das der Erzbischof von Köln gethan, die „siegreichen Erfolge unsrer tapferen Krieger" als die sicheren Zeichen hinstellen, daß „Gott unsere Gebete gnädig erhört hat." Manchmal siegt ja auch das Unrecht, aber dann will es Gott nicht, sondern er läßt es einfach zu. Das hindert freilich nicht, daß der Sieg des Unrechtes unter der Leitung der göttlichen Vorsehung, die denjenigen, die Gott lieben, Alles, auch das Böse zum Heile zu lenken weiß, nicht gute Folgen haben könne. Nur berechtigt das uns Katholiken noch lange nicht, zu beten, daß das Unrecht oder vielmehr jener, der es intendirt, siege, auch wenn es für uns die besten Folgen hätte. Das weiß nun aber der Erzbischof von Köln jedenfalls eben so gut und noch besser, als der Verfasser. Daher fällt diesem auch beileibe nicht ein, hier eine Belehrung für Bischöfe zu schreiben; er will nur das constatiren, daß gewisse Partieen in bischöflichen Hirtenbriefen, gewisse Gebetsanordnungen und Gebete, gewisse Siegesfeierlichkeiten und Anreden, wenn nicht gerade den (beabsichtigten) Zweck, so doch die Folge haben können, die Meinung und Stimme des katholischen Volkes in dieselbe Richtung zu bringen, in welcher die Meinung und Stimme irgend einer Regierung recht und schlecht den „tiefen Graben der modernen Weltgeschichte" hinabläuft. Das aber halten wir dem katholischen Volke, welches von den Gesetzen der ewigen Gerechtigkeit keinen Fingerbreit abweichen darf, endschieden schädlich.

Ich komme zu einem Worte des Hochwürdigen Hr. Bischofs von Mainz, das er in seinem Hirtenbriefe, bezüglich der letzten großen italienischen Gewaltthat am h. Vater, in dem Anliegen des deutschen Vaterlandes gesprochen. Ich muß da bemerken, daß ich seit Jahren ein großer Verehrer des Mainzer Bischofes bin und aus seinen Schriften manche Belehrung zog. In dem genannten Hirtenschreiben fand ich aber einen Ausspruch, mit dem ich mich nicht einverstanden erklären kann, ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt. Der Hirtenbrief liegt mir nicht im Original vor, sondern nur in Bruchstücken,

welche Zeitungsblätter gebracht. Ich meine aber auch gelesen zu haben, daß der Hochwürdigste Herr sagt, es werde dem deutschen Heere zum bleibenden Ruhme gereichen, daß sie den französischen Imperator auf's Haupt geschlagen, und dann wörtlich weiterfährt: „Nicht das ungläubige Deutschland, das in Zeitungen und öffentlichen Blättern, auf den Rednerbühnen, auf so vielen Lehrkanzeln und in geheimen Gesellschaften für die Trennung der bürgerlichen Gesellschaft von der Religion thätig ist, hat jetzt Frankreich auf den blutigen Schlachtfeldern geschlagen, sondern das christliche, das gläubige Deutschland". Nun scheint mir aber, der Redakteur der „Historisch-politischen Blätter" habe weit besser das Richtige getroffen, als der Bischof von Mainz. Hr. Dr. Jörg schrieb bekanntlich bei Ausbruch des Krieges folgende Worte: „Wahrlich ein grausames Schicksal für den altersschwachen Revolutionär auf dem Throne Frankreichs: seine Zauberbücher hat ihm der Graf Bismark entführt und mit dem zerfetzten Katechismus der Legitimität soll er nun den Zauber paralysiren. So ist es: der Napoleonismus beherrscht seit 1866 in Berlin und der Legitimismus in Paris die Politik: die Rollen sind getauscht. Die Gleichgewichtstheorie prangte in den französischen Proklamationen, das Nationalitäten-Princip feiert in den preußischen seinen ersten Kriegszug unter deutschen Bannern". *)

Diesen Worten fügt er im selben Bande, S. 389, wo er „alle jene, die in irgend einer Periode der Attentate des Imperators gegen die Rechtszustände des europäischen Welttheils die Spießgesellen des französischen Imperium's waren, seien es Fürsten, Diplomaten, Kammerredner oder Zeitungsschreiber gewesen" — Revue passiren läßt, folgende in einer Anmerkung bei: „Schreiber dieser Zeilen geht mit der Wahrheit gewohnheitsmäßig mitten durch, und der Napoleonismus in Berlin ist ihm stets gerade soviel werth gewesen wie der Napoleonismus in Paris. Er hat immer streng

*) Histor.-pol. Bl. B. 66. S. 245.

consequent geurtheilt über die Kartenmacher hüben und drüben." Nun vermögen wir nicht einzusehen, was das christliche und gläubige Deutschland mit dem Napoleonismus zu Berlin gemein haben solle. Wenn wir daher der Sache tiefer auf den Grund schauen, so sind die deutschen Soldaten, ebenso wie die französischen, für eine und dieselbe — schlechte Sache in's Feld gezogen und in den Tod gegangen, und wenn auch diesmal hüben die Uebermacht gesiegt, wer weiß, ob nicht nach einigen Jahren drüben ein Bischof mit ebenso viel Recht oder Unrecht sagt, es werde dem französischen Heere zum ewigen Ruhme gereichen, daß es den — Deutschen Kaiser auf's Haupt geschlagen.

Der Ansicht des H. Jörg schließt sich sogar eine Stimme aus dem protestantischen Lager an. In der Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche", herausgegeben von dem preußischen Theologieprofessor Dr. Guericke an der Universität Halle, wird im II. Quartalheft 1871 S. 272, ein Brief an den Herausgeber veröffentlicht, datirt vom 19. August 1870, worin es also heißt: „So wenig als meine religiöse, hat auch meine politische Ueberzeugung durch die neuesten Weltbegebenheiten irgend eine Veränderung erlitten. Nach wie vor mache ich den Erfolg, den von oben zugelassenen Erfolg nicht zu meinem Gotte, noch das jetzt allgemein beliebte Dogma von der über dem Rechte stehenden Gewalt zu meinem Glaubensbekenntniß. Lieber will ich mit Dir und wenigen Anderen allein stehen, und, so es sein soll, Schimpf und Lästerung erleiden, als in das Geschrei unsrer charakterlosen Parteien einstimmen. Mir sage Keiner, den jetzigen Krieg hätten die Franzosen vom Zaune gebrochen; — das mögen die liberalen Nihilisten und conservativen Pietisten glauben. Als schlichter Deutscher und ehrlicher Protestant, der den christlichen Glauben über alle Politik stellt, erkannte ich schon seit fast 10 Jahren die Unvermeidlichkeit dessen, was sich jetzt zuträgt. Nur zu Eroberungskriegen wurde die kostspielige „Armeereorganisation" unternommen. Der deutsche Bürgerkieg von 1866 war der Anfang einer Aera, in welcher

Gut und Blut der deutschen Völker zur Befriedigung dynastischen Ehrgeizes aufgeopfert wird. Die bekannten Berliner „Enthüllungen" beweisen mir zwar, daß diesmal die Pfiffigkeit an der Spree größer war, als die Verschmitztheit an der Seine; sie zeigen mir aber weder dort noch hier eine Spur von Ehrlichkeit und Gerechtigkeit. Hätte Oesterreich im Jahre 1866 gesiegt, so würden sogleich die Franzosen als Preußens willkommene Bundesgenossen aufgetreten sein, — daran lassen mich jene „Enthüllungen" nicht zweifeln. Wenn jetzt Napoleon unterliegen und verjagt werden, und die Suprematie Frankreichs gebrochen werden sollte, so würden sie freilich nur ernten, was sie gesäet, und wir müssen das Alle wünschen, weil nur so die Greuel einer Franzosen-invasion von unserm deutschen Vaterlande abgewendet werden können. Aber die Schuld am jetzigen Kriege tragen Andere, mit denen die göttliche Weltregierung zu seiner Zeit gleichfalls Abrechnung halten wird; denn vor dem Herrn gilt kein Ansehen der Person, und aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Mit tiefer Wehmuth erfüllt mich die verblendete Unmündigkeit unseres armen Volkes, das, ohne aus den Jahren 1813—15 und ihren Folgen eine Lehre zu ziehen, jetzt abermals nach Frankreich eilt, um dort „den deutschen Erbfeind" zu bekämpfen, — als ob Deutschlands Erbfeinde auch im 19. Jahrhundert noch außerhalb der deutschen Landesgrenzen zu suchen wären! . . . Mir thut das Herz im Leibe wehe, wenn ich bedenke, wie unsere armen Landeskinder jetzt in der That und Wahrheit nur zur Abwehr der galoppirenden Schwindsucht und für die Herbeiführung der schleichenden kämpfen."*) Die Siege dieses Deutschlandes aber, wie es da auf Bismark's Geheiß in den letzten Krieg zog, kann man doch wirklich nicht als Siege des christlichen und gläubigen Deutschlands ausgeben; nein, nein, es sind lauter Siege der Pfiffigkeit an der Spree über die Verschmitztheit an der

*) Vgl. „Historisch-pol. Bl. 67. B. S. 482. Jahrgang 1871.

Seine. Daher kann ich dem Ausspruche des Bischofes von Mainz nicht beistimmen. Man würde jedoch dem würdigen Nachfolger des h. Bonifazius zu Mainz schweres Unrecht thun, wollte man seinen Ausspruch als Beweisgrund ansehen, als schaue er die modernen Glückskriege Preußens mit den Erfolg anbetenden Augen der Berliner „Kreuzzeitung" an, jenes Blattes, welches nach einer charakteristischen Bemerkung Jörg's als „christlich-germanischer Vorkämpfer" in die Welt getreten ist und nun seit Jahren in pietistischer Blasphemie den Namen Gottes zu politischen Zwecken haarsträubend mißbraucht. Nein, kein anderer deutscher Mann hat die preußische Politik von 1866 trotz ihrer Erfolge so durch und durch verurtheilt, als der Bischof von Mainz in seiner Schrift: „Deutschland nach dem Krieg von 1866." Und in demselben Hirtenbriefe, worin der citirte Ausspruch steht, sagt er: „Unsere Fürsten sind in den Krieg gezogen, um den Völkern einen bleibenden und sicheren Frieden zu geben. . . . Aber nicht die äußeren Siege über Frankreich werden uns den Frieden bringen, sondern nur Siege über die gottentfremdeten politischen Grundsätze, welche seit der französischen Revolution auch in Deutschland mehr und mehr und hier namentlich durch die Regierungen in willenloser Nachgiebigkeit gegen jene Klassen der Bevölkerung, die von den Principien der französischen Revolution beherrscht waren, voller Mißachtung der großen Masse des deutschen christlichen Volkes zur Herrschaft gelangt sind. . . . So lange die Lenker unserer Staaten in Europa diesen unchristlichen und undeutschen Principien huldigen, ist es eine Thorheit, von Frieden zu sprechen." Es mag also Jeder beruhigt sein: vom Bischof von Mainz hat die Gerechtigkeit, die man den Franzosen und Deutschen schuldet, nicht viel zu fürchten; was er an den Franzosen tadelt, fällt ihm niemals ein, an den Deutschen loben zu wollen, mag man auch dem citirten Ausspruch nicht in allweg zustimmen.

Aus anderen bischöflichen Hirtenbriefen weitere Citate anzuführen ist unnöthig, da wir sonst bereits Gesagtes nochmals sagen müßten;

Im Ganzen waren die Hirtenbriefe, die während des Krieges erlassen wurden, recht „deutsch-freundlich." Der Verfasser dieser Blätter ist aber der letzte, der sich herausnimmt, dies ihnen als Fehler anrechnen zu wollen. Daher erscheint ihm die über manches deutschen Bischofs Hirtenbrief gemachte Bemerkung, derselbe liefere den Beweis, daß der Bischof, der ihn erlassen, sich dadurch dieser oder jener deutschen Regierung für seine Ernennung zum Bischofe habe — dankbar erweisen wollen, ebenso boshaft, als die Beschuldigung von Seite vieler Protestanten, als hätten die Ultramontanen und ihre Bischöfe mit den Franzosen conspirirt, unwahr und lächerlich ist.

Eigenthümlich ist die Rolle, welche die katholischen Landtagsabgeordneten da und dort in den deutschen Kammern, namentlich in Baden und Bayern bezüglich dieses Krieges gespielt. Herr Dr Jörg schrieb in der „Zeitläufe" des 67. Bandes der „gelben Blätter" Seite 403 folgende, beherzigenswerthe Worte: „Die falsche Nationalitätenpolitik selbst ist Staub dieser Erde in höchster Potenz. Auf ihrem Boden kann die Umkehr zum Bessern nie und nimmer erwachsen, und der verschwenderischste Gebrauch pietistischer Phrasen wird daran nichts ändern. Ueber den Nationalitäten steht die Menschheit und für die Menschheit ist das Christenthum in die Welt gekommen. Glaubt man denn, daß es im tiefsten Grunde wirklich der kleinliche Particularismus oder gar ein schlecht verdeckter Dynasticismus sei, was die strengen Katholiken überall gegen die großen „Conglomerationen" einnimmt? Und woher käme es dann, daß sie in diesem Punkte so auffallend sympatisiren mit der entschiedenen Demokratie? Es ist das gemeinsame Menschheitsgefühl, was allein die richtige Erklärung für diese „unnatürliche Allianz" an die Hand gibt, wie der flache Nationalismus im Concert mit dem engherzigen Pietismus sich auszudrücken beliebt. Eine große Wahrheit liegt in der Lehre von der Völkersolidarität; in Rom ist die Wahrheit eine übernatürliche, in Genf eine natürliche; jedenfalls wird nur die Menschheit als solche sich wieder christianisiren, während die Nationalitäten in

ihrer Trennung und feindlichen Gegenstellung sich mehr und mehr zu brutalisiren drohen.“ Heutzutage ist aber von den Katholiken fast Niemand mehr berufen, diesen katholischen Standpunkt, wie er da in den Worten des geistreichsten katholischen Politikers bezeichnet ist, immer und überall, also auch in einem Kriege mit den Franzosen zu vertreten, als die katholischen Abgeordneten in den Kammern. Man hätte also mit Recht erwarten dürfen, daß die katholischen Abgeordneten in den deutschen Kammern bei ihren Verhandlungen über den letzten Krieg sich entschieden auf diesen, den Katholiken allein zustehenden, Standpunkt stellen würden. Nun haben wir aber erlebt, daß dieselben Alles eher als dies gethan, daß sie statt des katholischen einen ganz einseitigen, sogenannten „deutsch-patriotischen“ Standpunkt ausschließlich festgehalten, ja, daß von den bayrischen Viele noch viel weiter gegangen sind und Dinge gutgeheißen haben, die sie um ihre Achtung beim bayrischen Volke brachten. Der wackere badische Abgeordnete Baumstark gab in der badischen Kammersitzung vom 16. Dezember v. J. Namens seiner katholischen Parteigenossen folgende Erklärung ab: „In der großen Frage, welche heute den Gegenstand unsrer Beschlußfassung bildet, unterscheide ich vor Allem den nationalen Krieg an sich von seinen politischen Folgen. Soweit wirklich durch den nationalen Krieg die Abwehr eines ungerechten feindlichen Angriffs vom deutschen Boden beabsichtigt wird, sind wir mit Ihnen so sehr einverstanden, als es nur irgend Jemanden möglich ist. Es kann nicht meine Sache sein, den Führern meiner Partei ein Zeugniß für ihren Patriotismus auszustellen; dies muß ich Andern überlassen, ich muß es den Gegnern überlassen. Wohl aber bin ich verpflichtet, hinsichtlich aller unsrer Parteigenossen im Volke bis auf den letzten Mann hier feierlich zu constatiren, daß vom ersten Augenblick der Kriegsbedrohung bis auf den heutigen Tag (und dies wird so bleiben bis zum Frieden) Gesinnung und Handlungsweise der Partei eine durchaus ungetrübt deutsch-patriotische gewesen ist. Es hat dies auch in diesem Hause

bisher von keiner Seite irgend einen Widerspruch gefunden. Es ist also nachgewiesen, daß man uns Unrecht gethan hat, wenn man uns früher vielfach des Mangels an Patriotismus oder der Vaterlandslosigkeit beschuldigte.

Für mich hat dieser Krieg auch noch eine andere Seite, welche bei den Meisten von Ihnen zur Zeit vielleicht weniger Beachtung findet. Er enthält einen Sieg des Autoritätsprincips, nicht einen solchen des Revolutionsprincips, und in diesem Sinn sind seine Folgen mir vielleicht genehmer, als manchem Andern." So der edle Kreisgerichtsrath Baumstark.

Was nun aber die „durch den nationalen Krieg beabsichtigte Abwehr eines ungerechten Angriffs vom deutschen Boden" betrifft, so ist es wirklich auffallend, daß Herr Baumstark und seine so trefflichen katholischen Parteigenossen von dem deutsch-französischen Kriege die naive Ansicht hatten, als habe es sich dabei in der That nur um die Abwehr eines ungerechten Angriffs auf deutschen Boden gehandelt. Dann freilich wäre die Haltung der badischen Katholiken und vorab die ihrer Abgeordneten gewiß die richtige gewesen. Aber gleich im „ersten Augenblick der Kriegsbedrohung" stellte es sich heraus und von Tag zu Tag geschieht dies noch mehr, daß dem Kriege auch auf preußischer Seite ganz andere Ursachen zu Grunde lagen, als die bloße „Abwehr eines ungerechten Angriffs vom deutschen Boden." Und diese Gründe sind, wie wir in den vorhergehenden Blättern bereits gesehen, durchaus nicht derart, daß wir Katholiken Ursache hätten, uns anderen Völkern gegenüber allein nur auf den deutsch-patriotischen," also nationalen Standpunkt zu stellen und uns darauf gar noch etwas einzubilden, dabei aber auf den Standpunkt der Gerechtigkeit und des Christenthums, das wie allen Menschen, auch den Franzosen Recht thun, so auch alle lieben heißt, zu vergessen. Und was erst die „andere Seite" anbelangt, welche dieser Krieg für Herrn Baumstark hat, daß er nämlich einen Sieg des Autoritätsprincips, nicht aber des Revolutionsprincips

enthalte, so dürfte dies eine große Täuschung sein, welcher sich Herr Baumstark hingibt. Das haben die „Historisch-politischen Blätter" doch wahrlich seit 1866 fast in jedem Hefte, namentlich aber in den „Zeitläufen" während des Krieges klar und unbestreitbar nachgewiesen, daß das Princip, das jetzt in Berlin verehrt wird als Kriegs-, Siegs-, und Regierungsprincip, das nackte Revolutionsprincip ist, das sich Graf Bismark von seinen bekannten Badreisen nach Biarritz aus Paris mitgebracht, damit es auch in Berlin seine Dienste thue. Eine Beweisstelle möge als Beleg hier stehen. „Es war eine Frage der innern Centralisation und des Unitarismus," schrieb Herr Jörg am 1. August 1870, in welcher Graf Bismark am 13. November 1869 folgenden Grundsatz, der selbstverständlich auch die politische Haltung Preußens nach Außen beherrschen muß, in einem Briefe an den Fürsten Putbus aussprach: „In der deutschen Politik sind der Regierung so tiefe und feste Geleise vorgezeichnet, daß sie ohne schwere Schädigung des Staatswagens gar nicht aus demselben heraus kann. Wir werden durch den Antrag an eine Wand gedrängt, die gar kein Ausweichen gestattet, und hinter dem drängenden preußischen Herrenhause stehen Frankreich und Oesterreich, die sächsischen und süddeutschen Partikularisten, die Ultramontanen und die Republikaner, Hietzing und Stuttgart. Die Regierung, wenn sie nicht die Politik von 1866 aufgeben will, kann nicht weichen, sie muß den Handschuh aufnehmen, und jedes Ministerium, welches dem jetzigen folgt, muß dies im verstärkten Maße thun." Man sieht wohl: die so aufgefaßte „deutsche Politik" ist mit jeder rechtlichen Ordnung in Europa unverträglich; sie ist das was die napoleonische im Jahre 1859 war, durch und durch revolutionär in ihren Sympathien und Antipathien. *) Mir scheint also, Herr Baumstark und seine katholischen Kammergenossen haben bezüglich des deutsch-französischen Krieges das Richtige nicht getroffen, wie es denn überhaupt auffallend

*) Historisch-pol. Bl. 66 B. S. 245.

war, daß von allen katholischen Blättern Deutschlands die badischen die ersten waren, welche alle ihre inneren Späne und Processe für die Kriegsdauer vertagten und dann gewaltig in's deutsche Nationalhorn bliesen.

Das will aber noch gar wenig heißen im Vergleich zu dem, was viele katholische Abgeordneten in der bayrischen Kammer geleistet. Diese benutzten nämlich die Gelegenheit des Preußen angebotenen Krieges dazu, um für Theilnahme Bayerns an diesem Kriege zu stimmen, und zwar auf keinen andern Grund und Titel hin, als weil die Bayern auch Deutsche sind, dann aber auch dazu, um sich der Verpflichtung zu entledigen, auf die sie ihren Wählern gegenüber auf Ehre und Gewissen eingegangen sind, der Verpflichtung nämlich, Bayern vor dem „Norddeutschen Bunde" zu retten. Es mußte jedem Katholiken, der noch etwas auf Ehren- und Manneswort hält, in tiefster Seele wehe thun, Leute, die noch einige Monate und Wochen vorher alle jene, die seit 1866 zu Gunsten Preußens wirkten, des Windfahnenthums und der Wandelbarkeit zeihten und ihnen das „travailler pour le roi de Prusse“ vorwarfen, plötzlich Gott danken zu hören, daß er die Geschöpfe veränderlich geschaffen und sie nun ebenfalls „für den König von Preußen arbeiten" könnten. Sie lieferten den Beweis, daß man heutzutage nichts verreden solle als das Nasenabbeißen, indem man Einem, der uns verspricht, dies sich selber nicht zu thun, nur das noch glauben könne. Sie hatten sich vor ihrer Wahl verpflichtet, jede weitere Schädigung der Selbstständigkeit Bayerns hindern zu wollen, möge da kommen, was da wolle, — dieses Versprechen war der entscheidende Punkt, die conditio sine qua non, wovon ihre Wahl abhing; denn man hat sie nicht in den Landtag geschickt, damit sie gegebenen Falls wenigstens für kunstgerechte Abschlachtung Bayerns auf „verfassungsmäßigem Wege" sorgen, sondern damit sie jede Abschlachtung Bayerns überhaupt verhindern sollten, soweit es in ihrer Macht als Abgeordnete lag. Und dieses feierliche Versprechen hätten sie dem bayrischen Volke halten müssen. Denn

„Schwierigkeiten zu bestehen", das ist Sache eines jeden, der Anspruch macht auf den Namen eines Mannes. Als nun aber der Augenblick gekommen war, wo es galt, das feierlich gegebene Versprechen einzulösen, wo es galt, sein Manneswort zu halten, da haben viele dieser katholischen Abgeordneten geradezu den Wortbruch auf die Fahne geschrieben und sich mit weiß Gott was für einer Zwangslage, in der sie sich befunden hätten, auszureden gesucht. Daher hat es denn bei allen strengen Katholiken in Bayern einen peinlichen Eindruck verursacht, als sie da die traurige Wahrnehmung machten, daß auch bei ihnen kein Verlaß auf viele katholische Männer mehr sei: viele ihrer Abgeordneten hatten sich trotz des gegebenen Wortes als wortbrüchig erwiesen.

Für Katholiken ist aber das, offen eingestanden, eine Schande. Das Worthalten, sagt mit Recht das „bayrische Vaterland," ist schon im Privatverkehr eine so nothwendige, unentbehrliche und darum eminent sociale Tugend, daß eine Gesellschaft, in der diese Tugend nicht gegenseitige Pflicht wäre und nicht mehr geübt würde, alsbald der Auflösung verfallen müßte: sollte sie nun im öffentlichen Leben, in der Politik entbehrt werden können?" Katholischen Männern können wir am wenigsten die Befugniß einräumen, sich nach Belieben über diese Tugend wegzusetzen. Es ist darum das Verhalten vieler katholischen Abgeordneten der bayrischen Kammer, wie es während des letzten Krieges sich bei mehreren Anläßen gezeigt, nicht so stillschweigend auf sich beruhen zu lassen: es muß öffentlich gerügt und ihnen gegenüber constatirt werden: so handeln nicht katholische Männer! Wenn andere Männer, die erklärte Gegner des Christenthums und jeder positiven Religion sind, jeden Anlaß ängstlich benützen, um „den Verhältnissen Rechnung tragen zu können" — mit Verzicht auf Ehre, Eid und Manneswort; wenn zum Beispiel deutsche Professoren wie Marquardsen von Erlangen, am 7. August 1865 gethan, den Antrag stellen: „Wir protestiren gegen die vaterlandsverderbliche Bismarkische Politik . . . ", und beifügen: „Wir haben noch zu lernen, daß im 19. Jahrhundert die Völker gleich den Heerden verhandelt

werden, oder daß sie wie Sklavinnen warten müssen, wem sie zu Theil werden von denen, die um sie kämpfen"; wenn sie, wie der Advokat Völk von Augsburg gethan, betheuern, daß sie ihren saubern Mund mit dem Namen Bismark nicht beschmutzen wollen, und hintennach vor eben jenem Manne, den sie verflucht, auf dem Bauche liegend seine Thaten anbeten und seine Worte als Evangelium betrachten, so mag ein solcher Widerspruch zwischen Wort und That, ein solcher „Doppelsinn des Lebens", (eine Eigenschaft, die ein geistreicher Professor selbst als das innerste Wesen des deutschen Professoren- und Advokatenthums bezeichnet hat), — ganz nach dem Geschmacke dieser unsrer charakterlosen Zeit sein: katholische Männer aber, die sich eines solchen „Doppelsinnes" schuldig machen, büßen alles Recht auf Vertrauen und Hochachtung von Seite der Katholiken vollständig ein: wo die Verhältnisse derart sind, daß man ihnen mit Wahrung seiner Ehre, seines Gewissens und Eides nicht mehr Rechnung tragen kann, können und dürfen ihnen katholische Männer überhaupt gar keine Rechnung tragen.

Gegenüber diesen deutschen Um-, Vor-, und Rücksichtsmännern, wie sie sich da und in ihrer flachen Unbedeutenheit herausgenommen, in den letzten Krieg hineinzureden, wie groß stehen jene Franzosen da, die in diesem selben Krieg ihr unglückliches Vaterland zu retten gesucht! Da sind Jules Favre, General Trochu, Gambetta, der alte Thiers wahrhaft tragische Gestalten, die unsere ganze Bewunderung verdienen, wenn wir sie den Kampf nicht blos mit den deutschen Armeen, sondern „mit den noch bedrohlicheren Gewalten der Revolution, des Hungers, der Verzweiflung" aufnehmen sehen, während man unsere deutschen Redehalter nicht ansehen und anhören kann, ohne Mitleid oder etwas dergleichen zu fühlen. Nun ist freilich nichts unwürdiger, als wenn solche Leute, wie sie da während des letzten Krieges dem Fürsten von Bismark zugefallen, sich in Spott und Hohn an jenen Männern Frankreichs vergreifen, die mit dem täglich größer werdenden Unglücke ihres Vaterlandes täglich größer wurden. Daher mußte

jedermann, der noch ein Bischen Takt und Anstand besitzt, wahrhaft Ekel und Abscheu empfinden über die armseligen Witze, welche z. B. der bayrische Abgeordnete und Redakteur des Münchener „Punsch" über jene französischen Männer ergoß.

Ich komme zu den katholischen Blättern. Professor Alban Stolz hat im Jahr 1847 öffentlich Klage geführt gegen französische und deutsche Blätter, daß sie den badischen Klerus verleumdet und ihm vor der Welt die Ehre abgeschnitten, und hat in jener Klage wörtlich also gesagt: „Ich kenne den badischen Klerus genauer, als der berichtende Abbé (im „Univers") ihn kennen kann. . . Es ist nicht abzuläugnen, daß im badischen Klerus Mitglieder sind, mit deren Glauben und seelsorglichen Thätigkeit es schlimm bestellt ist, daß auch manche erbaulicher leben sollten; allein das kann durchaus nicht vom größten Theile gesagt werden. Nicht nur sind viele in jeder Beziehung musterhafte Priester im badischen Klerus zu finden und nimmt ihre Zahl sichtlich zu, sondern auch nicht wenige, die lau waren oder schienen, sind in neuerer Zeit aufgewacht und haben Eifer und Treue an der Kirche bewiesen. . . Die Beschimpfungen, welche im „Univers" über unsern ganzen Klerus „mit sehr wenigen Ausnahmen" ausgegossen werden, sind daher durch ihre Allgemeinheit ungerecht und verleumderisch.

„Ich nehme an, daß der Correspondent dieselben bona fide geschrieben hat. Allein gesündigt hat er dadurch, daß er, ohne unsere Diözese zu kennen, vielleicht auf das Gerede frommthuender zweideutiger Leute hin, dem Klerus einer der größten Diözesen so allgemein, so öffentlich und so maßlos die Ehre abgeschnitten hat. . .

„Uebrigens weiß ich nicht, wofür es gut sein soll, immerfort Steine auf uns zu werfen, wie es seit Jahrzehnten schon manche unserer Nachbarn im Gebrauch haben. Sollen wir in Baden mit aller Gewalt „sehr wenige ausgenommen", so entsetzlich schlimm sein, so wäre es eben doch christlicher, für uns zu beten und in der Stille zu seufzen, als in öffentlichen Blättern uns vor der katholischen Welt

moralisch zu brandmarken. Uns wird es nicht besser machen, und eurer Frömmigkeit gereicht es nicht zur Zierde; sind wir gleich dem Zöllner, der unwürdig hinten im Tempel steht, so hütet euch, daß ihr nicht dem bekannten Manne vorne im Tempel gleich werdet."

Aerger aber, als im Jahr 1847 ein katholisches französisches Blatt, dem badischen Klerus, haben im letzten Kriege katholische Blätter dem ganzen französischen Volke mitgespielt. Wenn der oben erwähnte Jude und seine Sippe von dem französischen Volke nur als von einer sittlich verkommenen Nation, die vom Erdboden vertilgt zu werden verdiene, redete und schrieb, so war das erklärlich und hatte seinen bekannten Zweck; wenn aber auch katholische Blätter von dem französischen Volke nur Schlechtes und Schändliches auf diesen und jenen Soldatenbrief oder Feldpaterbericht hin berichteten, so ist das eine beklagenswerthe Erscheinung, die leider in dem deutsch-französischen Kriege nicht zum ersten Male sich zeigte. Schon in dem sechs und sechsziger Kriege gegen Oesterreich habe ich beobachtet, daß sonst ganz katholische, ja geradezu Kirchenblätter in Preußen fort und fort Artikel brachten über all das, was faul sei an Staat und Kirche in Oesterreich, als ob all das einen hinreichenden Grund hätte abgeben können, mit Oesterreich einen ungerechten Krieg zu beginnen. Mir kam bei diesem Treiben in jenem und diesem Kriege jedesmal der Gedanke, gewisse katholisch sein wollende Blätter in Deutschland halten sich bei Ausbruch eines Krieges ebenso wie die anderen Blätter verpflichtet, zur Erregung von Haß und Feindschaft über den und jenen „Erbfeind" zu schimpfen und ihm alles Schlechte aufzulügen. Ein Bischen Ehrgefühl und noch ein wenig Sinn für Recht hält aber manchmal katholische Blätter ab, jene Seite am „Feinde" zu bearbeiten, worauf sich die akatholischen und Judenblätter verlegen: diesen gilt an einem katholischen Volke, wie unsere moderne Zeit es schon mehrmals bewiesen, schon das als Verbrechen und Grund zu einem Kriege oder „Gustavadolphsritt in katholisches Land", daß es katholisch ist. Daher verlegen sich die katholischen Blätter auf eine andere Seite

und schimpfen deßhalb über den katholischen „Landesfeind", daß er nicht sei wie er sein soll; und während so die einen das Geschäft von dieser und die andern von jener Seite besorgen, ist es dann nicht zu verwundern, daß von dem „Feind", den Oestereichern und Franzosen, nichts mehr übrig bleibt als ein schlechtes, verkommenes, der Vertilgung würdiges Volk. Daher sind mir jene Worte des Alban Stolz in Sinn gekommen, wodurch er constatirt, daß es ebenso unerlaubt ist, einer Gesammtheit, einem ganzen Volke die Ehre abzuschneiden, und es vor aller Welt durch Aufzählung von Fehlern zu brandmarken, wie es unerlaubt ist, solches an einem Einzelnen zu thun.

Und wissen denn katholische Zeitungsredakteure nicht, daß seit dem Sündenfall in jedem Menschen der fomes peccati, der Hang zum Bösen mit zur Welt kommt und durch die Taufe durchaus nicht abgelöscht wird? Da ist es aber doch ganz natürlich, daß nicht alle Jünglinge eines Volkes die Mönchskutte anziehen und nicht alle Jungfrauen ihr Lebenlang Vestalinnen bleiben: die wilden Bestien in der Menschenbrust, von dem heilsamen Gitter der christlichen Religion leider oft nur nachläßig eingesperrt, brechen manchmal hervor — bei den Deutschen so gut wie bei den Franzosen. Daher sollte ein katholischer Redakteur, namentlich zur Zeit eines schrecklichen Krieges, nie soweit sich vergessen, daß er es wagt, ein ganzes großes Volk, das seine guten Eigenschaften und Tugenden doch schon so oft und so glänzend bewährt hat, zu verleumden.

Es ist wahrhaft traurig, daß es immer nur antikatholische Blätter waren, welche sich im letzten Kriege der so hart und vielfach so gewissenlos angegriffenen Ehre des französischen Volkes angenommen. Katholische Blätter fanden es oft kaum der Mühe werth, eine solche Ehrenrettung, die eine feindliche Feder einem katholischen Volke zollte, aufzunehmen. Ich will hier nur an zwei Beispiele erinnern. Was haben wir in katholischen Blättern nicht schon Alles zu lesen vorgesetzt bekommen über die Liederlichkeit des französischen weiblichen Geschlechtes, so daß man meinen mochte, Frankreich sei durch seine Weiber ein

einziges großes Bordell. Nun kommt da der Kriegscorrespondent der „Neuen freien Presse“ und schreibt von den französischen Frauen: „Man kann nicht genug von ihrer Bravheit sprechen. Oft haben süßlich lächelnde Dandies versichert, die Französin sei ein recht angenehmes Spielzeug in den Händen des Nächstbesten. Man glaubt es. Verachtungsvoll wurde während dieses Krieges Allerlei erzählt, wie die Weiber den Eroberern entgegenkommen; es wurde geglaubt. Gleichwohl ist Alles erlogen. Man hat sich daran gewöhnt, die Sitten der französischen Frauen nach dem „Journal Amusant“, nach den Anschauungen junger Wüstlinge aller Länder, die über die Boulevards, über Mabille und die Closerie des Lilas nicht hinweggekommen sind, zu beurtheilen. Das ist nicht gründlich, nicht deutsch. Ehre dem französischen Weibe, Ehre der Pariserin! Ich meine nicht, die Dirnen zu verherrlichen, welche sich hier, wie allerwärts in großen Städten, in der gesellschaftlichen Gosse wälzen; ich will keine Lanze einlegen für die gemüth- und charakterlosen Salondamen der großen Welt, wo von altersher der äußere Schliff den innern Kern angegriffen hat. Aber die Bürgerin, die Frau des kleinen, wohlhabenden oder armen Geschäftsmannes, des Beamten, des Arbeiters, des Landmannes ist ein treffliches Beispiel für die Frauen der ganzen Welt.

Die französischen Frauen sind sich ihrer nationalen Ehre nicht minder bewußt, als ihrer weiblichen, und das Fremde hat für sie nicht jenen Reiz, wie in manchen andern Ländern. In Paris zumal haben sie die Last des Elendes hauptsächlich und mit wunderbarer Ergebung getragen. Sie haben keinen Augenblick den Muth, den guten Willen verloren, und wenn Paris bis zum Hungertode ausharrte, so ist es hauptsächlich ihr Verdienst. Die armen ausgehungerten Gestalten standen viele, viele Stunden lang vor den Läden der Bäcker und Fleischer mit ihrer Carte de ration und harrten in schneidender Kälte bis die Reihe an sie kam. Es sind — ich erzähle Verbürgtes — viele hierbei erfroren und wurden später, wenn der Schwarm der

Wartenden sich zerstreut hatte, scheinbar eingeschlafen, auf den Stufen und Thürschwellen entdeckt und in die Morgue getragen.

Wer überrechnet die unsäglichen Qualen und Nöthen der Mütter, welche für ihre hungernden Kinder, der Frauen, welche für ihre kranken Männer Hilfe und Rath schaffen mußten — und beim Mangel an Arbeit so selten konnten? Die brave Frau hat in glücklichen Zeiten der Sorgen gar viele. Wie nun in Verhältnissen, wo Alles fehlt? Bei alledem sind sie sammt und sonders ergeben und ruhig geblieben. Die Frau des Arbeiters begleitete ihren Mann auf den Posten an den Festungswerken, um seine Beschwerden, seine Gefahren zu theilen.

In dem ehrenhaften, muthigen, energischen Sinne der französischen Frauen, nicht minder jener von Paris als des übrigen Frankreichs, liegt die künftige Wiederaufrichtung der Nation. Wer sie schmäht, der thut schreiendes Unrecht. Ehre den französischen Frauen!"

Wenn daher auch katholische Blätter diesen Artikel gebracht hätten, wahrhaftig, es wäre zur Sühnung des großen Unrechtes, das sie am französischen Volke mitbegehen halfen, wenig genug gewesen. Nur wenige aber haben diesen Artikel gebracht.

Das andere Beispiel, das ich meine, ist der tapfere Vertheidiger von Straßburg. Katholische Blätter, voran die „Kölner Volkszeitung," dann die so Vieles zu wünschen lassende „Rheinpfalz", dazu gar auch noch der „Christliche Pilger" haben es über sich gebracht, den General Uhrich so unwürdig als möglich anzugreifen, ihn einen „Fanatiker" zu nennen, der „eine Bergeslast von Verantwortung auf sich wälze," weil er „dem Phantom militärischer Ehre (!)" zu Liebe — die Festung Straßburg vertheidigte und sie nicht geradewegs den Deutschen übergab. Nun kam auf einmal die protestantische Berliner „Kreuzzeitung" hinterdrein und sagte den katholischen Blättern: General Uhrich hat einfach seine Pflicht gethan. Haben denn aber katholische Blätter das nicht einzusehen vermocht? Haben sie noch nicht gehört, daß Festungen, gebaut werden, um vertheidigt, nicht aber um gleich dem Feinde ausgeliefert zu werden? Wie kamen sie also dazu, auf eine so unerhörte,

niederträchtige Weise die Ehre eines Mannes anzugreifen, der seine Pflicht that? Ich gestehe, schon lange hat mich nichts mehr so sehr empört und meinen Abscheu so tief erregt, als dieses Gebahren „katholischer" Blätter.

Endlich soll noch ein Wort gesagt sein über das Benehmen der deutschen Katholiken überhaupt, wie es während des Krieges gegenüber dem französischen Volke da und dort zu Tage getreten ist.

Pecault, ein Führer des freien Protestantismus in Frankreich, hat in einem von der Berliner „Zukunft" während des Krieges mitgetheilten Briefe an den Schweizer Geologen Desor geschrieben: „Sie wissen, ich gehöre zu denen, welche beim Beginn des Krieges ihre Stimme gegen das Ministerium und den Kaiser erhoben haben. Ich beklagte es, unsere Fahnen unter den Verwünschungen der Völker an den Rhein ziehen zu sehen. Und nicht genug, daß ich so dachte, ich setzte meine Unterschrift mit mehreren meiner Landsleute unter einen Brief an unsere Deputirten, worin wir die Uebereilung und den Leichtsinn der Kammer tadelten. Meine Freunde und ich, wir litten darunter... Doch seit der Capitulation von Sedan und der Proklamirung der Republik sind die Rollen vertauscht. Seitdem sind wir Alle, ohne Unterschied des Glaubens und der politischen Ueberzeugung, entschlossen, um den Preis der höchsten Opfer unsern eigenen Herd, aber nichts als unsern Herd, doch unsern ungeschmälerten Herd zu vertheidigen . . . Und nun, aus dem Schooße jener berühmten Universitäten, aus der Mitte jenes Klerus, des gelehrtesten der Welt, hat sich nach dem 5. September nicht eine Stimme erhoben, um sich der Verläugnung der elementaren Grundsätze internationaler Moral zu widersetzen und das Recht des Besiegten zu vertheidigen! So viel Geschichte und Kritik, soviel Philosophie und Frömmigkeit, so viel Orthodoxie und Rationalismus, so tiefe Kenntniß der Gesetze der Natur und der Menschheit, wozu hat dies Alles Euch genützt? Ihr konntet mit Stolz an der Spitze der modernen Civilisation einher-

schreiten und Ihr seid für ein großes Volk der Gegenstand des Abscheus geworden.

Was auch kommen mag, unsere Pflicht ist uns Franzosen deutlich vorgezeichnet, und das ist unsere Stärke jetzt wie in Zukunft. Zu Anfang des Krieges hatten die Deutschen die schöne Rolle. Wir starben für den Kaiser, pro dominatione; sie für's Vaterland. Heute sterben wir für's Vaterland, pro aris et focis, sie sterben für den Waffenruhm Deutschlands. Gewiß, ein Volk muß in die Rathschlüsse der Vorsehung und die Gesetze der Geschichte wohl eingeweiht sein, um unempfindlich zu bleiben bei dem Rufe, welchen unsere sterbenden Soldaten heute ausstoßen."

Kann nun freilich dem Franzosen Pecault, wenigstens in Bezug auf die deutschen Katholiken, nicht darin Recht gegeben werden, daß er meint, es habe sich in Deutschland nach dem 4. September aus der Mitte der hiezu am meisten verpflichteten Kreise nicht eine Stimme erhoben, um gegen die Verläugnung der ersten Grundsätze internationaler Moral, wie sie laut der angeführten Beweise an den Franzosen stattgefunden hat, zu protestiren, so muß doch auch constatirt werden, daß die Stimmen, die sich aus der Mitte der Katholiken gegen die Art und Weise der preußischen Kriegsführung aussprachen, nur sehr vereinzelt und dazu fast ausnahmslos so zahm und „tadellos deutsch" aufgetreten sind, daß man es ihnen deutlich anmerkte, wie sehr sie sich es angelegen sein ließen, von den Vollblutgermanen nicht irgend welcher Sympathie gegen den „Erbfeind" sich beschuldigen zu lassen, und in Folge dessen gar eifrig bestrebt waren, am Anfang oder in der Mitte oder doch gewiß am Ende ihrer Worte dem „Erbfeind" ein Tüchtiges „hinzuhauen", wenn es nur dienlich war, den deutschen Patriotismus vor Compromittirung zu behüten. Daher dürfte der genannte Franzose allerdings darin Recht haben, und zwar auch bezüglich der deutschen Katholiken, daß er fragt, wozu ihnen denn all ihre Wissenschaft, all ihre Religion und Frömmigkeit genützt habe oder vielmehr nützen solle, wenn sie über ihrem deutschen Nationalismus

— die Menschheit, das Christenthum, die Religion und Gerechtigkeit vergessen.

Was aber bei den deutschen Katholiken eine ziemlich allgemeine und stehende Anklage gegen die Franzosen bildet und jenen den schrecklichen Krieg als göttliches Strafgericht an dem wälschen Volk erscheinen läßt, ist die Entheiligung der Sonn- und Feiertage, die Vernachlässigung der h. Sakramente und die Unsittlichkeit. Der Verfasser gibt zu, daß den deutschen Katholiken hierin wirklich ein wahrer Grund gegeben ist, wenn nicht gerade den Franzosen ihr Unglück zu gönnen, so doch in ihren Schlägen die Zuchtruthe Gottes zu erkennen. Denn nach Allem was man weiß, ist es in genannten drei Dingen wirklich schlecht beim französischen Volke bestellt. Aber werden die deutschen Katholiken behaupten wollen, in Deutschland sei es bezüglich jener drei Dinge in allweg gut bestellt? Der französische Leichtsinn bezüglich der Religion ist bekannt, aber der deutsche Leichtsinn in der Religion offenbart vielfach eine Eigenschaft, den der französische viel seltener besitzt, nämlich den Haß, den ausgeprägten und ausgesprochenen Haß gegen die Religion. Und wie immer es auch bei den Franzosen bestellt sein mag in jenen drei Dingen, in Einem sind sie den deutschen Katholiken entschieden voran, in der werkthätigen christlichen Liebe. Für die Missionen allein haben im Jahre 1869 die Franzosen 3,676,060 Franken gegeben, die ganze übrige katholische Welt nur 1,541,032, das ganze Deutschland sammt Oesterreich blos 257,683 Gulden, also kaum etwas mehr als eine halbe Million Franken, und so großartig wie in diesem Punkte stehen die Franzosen noch in vielen anderen, z. B. in der Unterstützung des h. Vaters, voran. Dieser Beweis aber, den die Franzosen durch ihre werkthätige christliche Liebe für ihre Religiosität gegeben, fällt doch mit weit schwererem Gewichte in die Wagschale, als die bekannten Anklagen, welche die deutschen Katholiken gegen die Religiosität der Franzosen erheben. Mögen sich also die deutschen Katholiken in Acht nehmen mit ihrer Gerechtigkeit und ihrer Anklage, auf daß nicht etwa eines Tages ein Franzose den Alban

Stolz nachahmt und ihnen sagt: „Wozu uns Franzosen fort und fort moralisch brandmarken? Uns wird es nicht besser machen und eurer Frömmigkeit gereicht es nicht zur Zierde; sind wir gleich dem Zöllner, der unwürdig hinten im Tempel steht, so hütet euch, daß ihr nicht dem bekannten Manne im Tempel vornen gleich werdet!"

Doch ich will von der Aufzeichnung weiterer Antipathieen gegen das französische Volk abstehen und lieber einen oder den andern Grund anführen, der die deutschen Katholiken vielfach bewogen haben mag, vor einem halben Jahre in Antipathieen und jetzt in Siegesfeierlichkeiten zu machen. Ich habe oben die Rede des badischen Abgeordneten Baumstark mitgetheilt, womit er seine und seiner katholischen Parteigenossen Zustimmung zu den Versailler Verträgen motivirte. Ueber diese Zustimmung schrieb nun ein badischer Katholik dem „bayrischen Vaterlande" unter dem 12. Januar dieses Jahres: „Ich beklage das Votum der Abgeordneten unserer Partei tief und beklage es um so mehr, da es durch die Rede Baumstark's in einer Weise illustrirt wurde, daß man von nun an ein inniges Bündniß zwischen den preußischen Junkern und den badischen Katholiken erwarten könnte. Allerdings führt man als Entschuldigung den wirklich traurigen Zustand an, in dem sich leider die badischen Katholiken befinden und für den man sich durch den preußischen Einheitsstaat eine Verbesserung hofft. Das aber ist ein gewaltiger Irrthum. Wenn die Katholiken mit Zweidrittel der Bevölkerung, wie hier in Baden, nichts ausrichten können, so können sie auch mit der Hilfe von außen nichts ausrichten und ist diese Hilfe, wenn sie käme, was so lange zu bezweifeln ist, bis wir sie sehen, nichts werth. Mit diesem Votum hat die katholische Partei sich den Boden unter den Füßen hinweggenommen, denn sie hat ihr politisches Programm aufgegeben und ist jetzt weiter nichts mehr als ein Anhängsel der katholischen Partei in Preußen, die in den politischen Fragen kein festes Programm hat und je in der Erwartung von Concessionen an die katholische Kirche mehr oder minder einen gouvernementalen Stand-

punkt einnimmt. Aber gerade in dieser Erwartung, daß die preußische Regierung Concessionen an die katholische Kirche mache, ist sie schon vielfach getäuscht worden. Ich hätte an unsern Abgeordneten lieber Zähigkeit und Consequenz bewundert, wie an Cato, als daß sie es für nöthig hielten, „den Verhältnissen Rechnung zu tragen" und mit Sack und Pack in's andere Lager zu fliehen." Nun ergeht es aber in deutschen Landen noch vielen Katholiken mit ihren Hoffnungen und Erwartungen so, wie da den badischen, die nur noch von Preußen für ihre Kirche und ihre katholischen Interessen Heil erwarten. Daher denn jetzt auch unter den deutschen Katholiken der kolossale Umschwung zu Gunsten Preußens. Aber trotzdem dürfte es mit den Concessionen an die Katholiken auch im „deutschen Reiche" nicht gar so weit her sein, und dürfte das „bayrische Vaterland" Recht haben, wenn es unter dem 29. März l. J. schreibt: „Was die katholischen Interessen betrifft, so werden sie unter allen Umständen, auch wenn die Katholiken im Reichstage die Majorität bildeten, mit Nachdruck und Erfolg nicht durch den Reichstag, den man jederzeit auflösen kann, sondern allein durch die katholischen Bischöfe in den deutschen Landen gewahrt, und wenn auch nur Ein Clemens August unter ihnen wäre. Und wenn die Zeit kommen sollte, daß dem Kanzler und seinem Kaiser gesagt werden muß: „Wenn Sie sich feindlich der Kirche gegenüberstellen, wie es Nero, Julian, die Heinriche und die Friedriche gethan haben, so wird der Aktenschluß auch in diesem Streite nicht anders lauten als: „Galiläer! du hast abermals gesiegt!" — so wird solches der Bischof Ketteler viel nachdrücklicher sagen können als der Reichstagsabgeordnete Ketteler. Darum dürfte es an der Zeit sein, die Katholiken an ein mahnendes Wort des protestantischen Geschichtsforschers Böhmer zu erinnern, das da lautet: „Möchten die Katholiken doch die Kraft in sich finden, blos auf sich selbst zu stehen, und sich von keinen fremden Tendenzen mehr als Stütze, als Popanz, als Sündenbock gebrauchen lassen!"

Der Verfasser schreibt in dem Augenblick, wo die rothe Revolution in Paris und den anderen Arbeiterstädten Frankreichs obenauf gekommen. Und das kann große und schwere Folgen haben nicht blos für Frankreich, sondern für ganz Europa. Denn die Welt, sagte Jörg, am 1. Oktober v. J., hat schon einmal schaudernd erfahren, welche Entwickelungen die neue Staatsform, die Republik in Frankreich in ihrem Schooße tragen mag. Unter den heutigen Umständen dürfte sich um so bälder das Bedürfniß herausstellen, mit der Gesellschaftsrettung von vorne anzufangen. Wie steht es aber dann mit den ehemals gebrauchten Mitteln? — Er fügte am 16 Oktober bei: „Wer möchte im jetzigen Moment auch nur eine Vermuthung darüber wagen, welche Folgen die Niederlage für die Entwicklung der innern Zustände Frankreich haben wird? . . . Die Entwicklung der Dinge in Frankreich könnte diesem Lande doch wieder die erste Violine in die Hand geben, die erste Violine auf dem Gebiet der socialen Frage; und wahrlich der Krieg kann die Massen nicht vermindert haben, welche den schrillen Tönen dieses Instruments längst entgegenharren. Es könnte dann leicht kommen, daß selbst unsre nationalliberalen Adressenmacher sich verwundert fragten, wie es nur möglich gewesen sei, daß vor ein paar Jahren Hunderttausende sich todtschlugen wegen solcher Kleinigkeiten wie die gesonderte Staatsexistenz Belgiens oder die staatliche Zugehörigkeit von Elsaß und Lothringen oder gar die preußische Spitze in Deutschland." Fast scheint es nun, als wolle diese Entwicklung der Dinge, die Lösung des großen Räthsels, vor dem unser Jahrhundert steht, die sociale Frage des dritten Standes eben in Frankreich beginnen. Blut ist bereits geflossen. Daher dürfte Bismarks Leiborgan, die „Nordd. Allg. Zeitung" wirklich Recht gehabt haben, als sie nach den ersten großen Erfolgen des Krieges Mitte August voriges Jahr mit folgender Apostrophe an „alle zitternden Sünder der Zeit", welche nun durch Preußen vorläufig gerettet seien, hervortrat: „Das Gericht Gottes ist mit dem gegenwärtigen Kriege über die

ganze Welt hereingebrochen und jede Nation wird den Richterspruch über sich ergehen lassen müssen."

Da könnte es aber gar leicht der Fall sein, daß auch Preußen trotz seiner bekannten Gottesfurcht zu diesen „zitternden Sündern der Zeit", über welche Gottes Strafgericht ergeht, gehört. Denn wir meinen, Preußen sei mit seiner Politik schon Jahre lang in die Fußstapfen des Bonapartismus eingetreten, und das muß sich, dafür sind die Strafgerichte Gottes da, über kurz oder lange rächen. Uns fällt da ein Artikel der „Unita catholica" ein, welchen dieses Blatt im Jahr 1866 schrieb und ein Exemplar davon an die französische Gesandtschaft in Rom, eines an jene in Florenz und eines an den Kaiser Napoleon nach Compiegne schickte, der also gelautet hat: „Da die Pariser Blätter sich frei mit dem Untergange des Papstthum's beschäftigen dürfen, und das „Siècle" sagen kann, daß der Papst mit seiner letzten Allocution sein Testament gemacht hat, und der „Temps" ihm ein ehrenvolles Begräbniß verspricht, ist es gewiß uns auch erlaubt, von dem Untergang des zweiten napoleonischen Kaiserreichs zu reden.

Dieser scheint uns weit näher gerückt, als man glaubt, weil die beiden Hauptursachen, die dessen Entstehung bewirkten, nicht mehr bestehen. Diese Ursachen waren vor Allem der militärische Ruhm, und die Wiederherstellung des Katholicismus. Allein anstatt den Katholicismus zu schützen, läßt Napoleon ihn anfeinden, und anstatt zu kämpfen, steckt er das Schwert in die Scheide. Er wurde zum Kaiser erwählt, weil er nach Rom ging, und es ist ganz natürlich, daß er, Rom verlassend, seinem endlichen Untergange entgegen geht. Als sein Oheim den Papst Pius VII. zu verfolgen anfing, schrieb Joseph von Maistre: „Bonaparte beginnt Händel mit dem Papste! Ich bin es sehr zufrieden, denn der Kaiser kann dem Falle nicht mehr entgehen, und gewiß ist sein nahes Ende." Und wir, wir wiederholen heute das Nämliche seinem Neffen: Napoleon verläßt Pius IX. und zieht ab von Rom, um es an Italien auszuliefern? Gut! Bald wird

man dem zweiten Kaiserthum seine Begräbnißfeier halten. Und die Trauerrede ist fertig, man kann sie in drei Punkte eintheilen: Deutschland, Mexico und Rom.

Nach unsrer Ansicht sind in den gegenwärtigen Ungewißheiten zwei Dinge ganz gewiß: der endliche Sieg des Papstes und der unvermeidliche Untergang des zweiten Kaiserreichs. In Betreff dieser zwei Dinge ist unser Herz ganz ruhig, und weit ruhiger als jenes des Bettino Ricasoli. Wie wir jedoch nicht wissen, auf welche Weise und auf welchen Wegen Pius IX. triumphiren wird, so wissen wir auch nicht, welche Ereigniße den Bonaparte stürzen werden.

Gottes Vorsehung hat sich ganz die Erfüllung der Worte vorbehalten: „Ich habe die Mächtigen von ihrem Sitze herabgeworfen, und die Demüthigen erhöht." Unsere Väter und viele unserer Zeitgenossen sahen diese Worte wunderbar erfüllt im Beginn dieses Jahrhunderts in der Person des demüthigen Pius VII. und des mächtigen Napoleon I., der entthront und gefangen gesetzt wurde, während der andere unter endlosem Jubel nach Rom zurückkehrte.

Unbegreiflich schien dem ersten Napoleon die Schlacht von Waterloo. Als man dem Bonaparte am 18. Juni 1816 in Erinnerung brachte, es sei heute der Jahrestag der berühmten Schlacht, rief er tief bewegt aus: „Unbegreifliche Schlacht! . . . Ein Zusammentreffen ungewöhnlicher Fatalitäten! . . . Nur Unglück über Unglück." Und mit den Händen vor dem Gesichte fügte er bei: „Alles hat gefehlt, gerade wo alles schon erreicht zu sein schien."

Wohlan nun! Napoleon III. bereite sich vor zu den nämlichen Klagen. Auch für ihn rückt jener große Tag, der unbegreifliche Tag heran! Gott schickt ihm eine Reihe von Schlägen, an die er heute vielleicht nicht denkt, und er wird weinen über das Zusammentreffen ungewöhnlicher Fatalitäten. Er freue sich ja nicht, wenn auch irgend eine Sache ihm nach Wunsch gehen sollte: denn am Ende wird er doch noch wiederholen müssen, was der Gründer seiner Dynastie sagte: „Alles hat gefehlt, als alles erreicht zu sein schien." Wir bitten die

Bonaparte von Frankreich und Italien, dies Blatt sich aufzubewahren, und diesen Artikel wohl im Gedächtniß zu behalten. Gestützt auf die Erfahrung und die Geschichte können wir leicht die Zukunft voraussagen. Rom ist immer verhängnißvoll; es wird für das zweite Kaiserreich ebenso verhängnißvoll sein, wie es dem ersten verhängnißvoll war." So schrieb Anno 1866 die „Unita catholica."

Wie ist nun aber das so pünktlich und schrecklich genau an Napoleon III. in Erfüllung gegangen! „So ist es denn trotz Allem nicht wahr, schrieb H. Jörg voriges Jahr in die „Historisch-politischen Blätter", daß es für politische Verbrechen hienieden keine strafende und rächende Gerechtigkeit gebe. Das schlagendste Exempel dafür ist der französische Imperator; es ist aber wahr was ich eben lese: die Feigheit des letzten Napoleon und seiner zwei Vettern nagelt die Bonaparte für ewig an den Schandpfahl der Geschichte."

Daher mag allerdings das Gerücht von den Beängstigungen, womit der fatalistisch gesinnte Imperator seit einer Reihe von Jahren durch die Erinnerung an eine Prophezeiung heimgesucht gewesen sei, in etwas begründet sein. Wenn es auch die Prophezeiung der „Unita catholica" von seinem bevorstehenden Sturze nicht war, was ihn ängstigte, so ist eine andere, die dem Nostradamus zugeschrieben wird, doch auch pünktlich eingetroffen. Nach einer Versicherung des Chevalier de Chatelain in seinen „Ronces et Chardons" S. 181 sollte gemäß der Prophezeiung des Nostradamus das zweite Kaiserreich „achtzehn Jahre weniger ¼ nicht länger, nicht einen Tag mehr" bestehen:

Quand le second Empire en Lutèce adviendra
(Ceci n'est pas las! une facétie!)
»Dix-huit ans, moins un quart, pas plus, il ne vivra!«
Ainsi le dit dans son grimoire
En termes clairs, le grand Nostradamus!
„Dix-huit ans moins un quart,— et pas un jour de plus!«
Vive Nostradamus! vive son Répertoire!
Vive Nostradamus! le grand Nostradamus!

Am 2. Dezember 1852 aber war der Staatsstreich, am 2. September 1870 die Gefangennahme Napoleons III. — das macht achtzehn Jahre weniger ein viertel, nicht länger, nicht einen Tag mehr."

Nun hat aber jener Protestant, dessen Brief an den Professor Dr. Guericke wir oben mitgetheilt, gewiß Recht, wenn er schreibt: „Vor dem Herrn gilt kein Ansehen der Person, und aufgeschoben ist nicht aufgehoben: die göttliche Weltregierung wird zu seiner Zeit auch mit den Andern (die in demselben Geleise einherfahren, welches der Bonapartismus ausgetreten) Abrechnung halten." Es könnte also gar leicht sein, daß unter den „zitternden Sündern der Zeit" Preußen und Deutschland an der Reihe sind, welche das Strafgericht Gottes über sich ergehen lassen müssen.

Nun könnte es aber gar leicht der Fall sein, daß die Franzosen die Scharfrichter werden sollen, die das Gottesgericht an den Deutschen zu vollziehen haben. Die französische Revolution am Ende des letzten Jahrhunderts, schreibt Görres, war ein großes Gottesgericht, in jenem Lande abgehalten, um erst an ihm und dann an der übrigen Welt vieljährige Schande und Uebelthat zu strafen, und eine Blutschuld, die mit den Zinsen und Erwerben jener Generation vermehrt, von Geschlecht zu Geschlecht furchtbar wachsend fortgegangen, endlich auszulösen. Unaufhörlich aber, fügt er im selben Buche bei, sitzt die Geschichte (oder vielmehr Gott in der Geschichte) zu Gericht, jetzt nachdem die Franzosen gezüchtigt sind, werden andere Sünden heimgesucht und mit Aengsten und Nöthen abgebüßt. *) Wer mag es darum wissen, vielleicht ist der rächende Gott eben daran, in der wieder ausgebrochenen rothen Revolution sich für die Deutschen die Zuchtruthen zurechtzuschneiden und die geeigneten Werkzeuge herzurichten.

Die Deutschen und unter ihnen zumeist die Preußen haben seit 1866 großes und schweres Unrecht begangen, wobei sie unser Herrgott in flagranti ertappt hat. Das Unrecht aber läßt Gott, wenn es

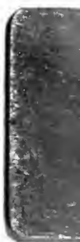
*) Görres, Deutschland und die Revolution, S. 47 und 121.

viel geworden und das Maß voll ist, büßen. Denn, sagt Görres, jedes Unrecht ist von Gott verlassen, der allein der gerechten Sache hilft; mag auch die Gewalt auf der Seite des Unrechts stehen, es verwickelt sich nur allzubald in seine eigenen Widersprüche, wird in seinen Sophismen verfangen und in seinen Inconsequenzen verstrickt, daß ihm zuletzt kein Entrinnen mehr möglich ist. Alle Heere der Welt mögen nicht eine einzige mathematische Wahrheit zu nichte machen, noch weniger machen sie ein ethisches Weltgesetz erschüttern. Alles Unrecht will wider den Strom der Geschichte an; laßt aber nur die Thoren sich abmüden, wenn sie glauben, sie seien hochhinauf, landen sie athemlos tiefer unten, als von wannen sie ausgeschwommen. Man wolle also bedenken, daß alles sein Ziel und Maß hat auf dieser Erde. Wir beladen den Wagen langsam mit unsern Fehlern, Irrthümern, Mißgriffen, halben und ganzen Schlechtigkeiten; die Ladung häuft sich und wächst langsam heran. Alles scheint auf's Beste zu gelingen; die Dinge fügen und schmiegen wider Erwarten sich zusammen; früher Aufgelegtes läßt immer einem Neuaufzulegenden Raum, und der Muth wächst mit der scheinbaren Sicherheit. So wird ein Stockwerk des Unrechts über dem andern erbaut; es baut sich so schön und so leicht, warum sollte man nicht noch weiter gehen. Endlich legen wir zum Schlusse noch ein Kleinstes zu, und nun kippt das ganze Gethürm um, der Fuhrmann liegt unter der Last begraben und die wildgewordenen Pferde gehen mit dem Wagen durch.

Daher ergehe denn an die Deutschen das Wort:

Discite justitiam moniti, et non temnere Divos! oder wie es in Gottes heiliger Urkunde lautet:

Nehmet Vernunft an, die ihr Richter seid auf Erden:
Liebet die Gerechtigkeit!





11/VIII 38 (150) -60









